

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische allgemeine Zeitung. 1951-1959 1953

243 (17.10.1953) Sonntagsbeilage

AZ Sonntags Beilage

Samstag/Sonntag, 17./18. Oktober 1953

Nummer 3

Erbe und Verpflichtung

Besinnung um ein viel geliebtes und viel mißbrauchtes Wort

Wenn diese Seite, wie der geneigte Leser in den letzten Wochen wohl schon bemerkt hat, abgestimmt ist auf mancherlei Dinge, die heimatlichen Bezug haben, um von Stadt und Land, von heimischer Wirtschaft und Kultur, im Ernsten wie im Heiteren, dann geziemt es sich wohl auch, einmal darüber nachzudenken, was denn nun eigentlich das Wort Heimat in seinem tiefsten Sinne besagen will. Nicht in der Art pathetischer Festreden, die billig sind und hinter denen sich allem oft etwas ganz anderes versteckt; sondern als ein Nachsinnen dem, was Heimat, Daheimsein, was Heimatgefühl, Heimatliebe und Heimatbewußtsein sagen will.

Heimat ist Daheimsein. Daheim ist man, wo man ein Heim hat. Heim ist ein Stetes; wer kein Heim hat, ist unstet. Er wandert ins Irgendwo: Ahasver oder Der fliegende Holländer und alle die Unsteten der Sagen sind seine Sinnbilder. Es ist die große Tragödie des Heimatlosseins, die heute so viele Tausende erlebt, erlitten, erduldet haben und noch erdulden, die als Heimat-Vertriebene unter uns leben. Dessen soll jeder eingedenk sein, der noch Heimat und Heim und ein Daheim-Sein hat.

Aber auch in diesem Los-Sein gibt es ein Tröstendes: es ist das unverlierbare Heimatgefühl. Es ist ein inneres Bezogensein des Lebensgrundes auf den Menschen. Und es bleibt deshalb lebendig, auch wenn die Heimat verloren geht. Denn das lebendige Heimatgefühl ist nicht an Ort und Zeit gebunden: es ruht im Wesen des Menschen. Es ist das Stete in der Zeit, auch wenn der Raum, die Heimat, nicht mehr ist als gegenwärtig anschauliche Wirklichkeit.

Im heimatlichen Grund ist das Geheimnis des Geborgenseins verwurzelt. Das Daheim schenkt die Heimlichkeit, an denen das Ich sich bewahrt vor dem Unheimlichen des Draußen. Das Draußen nämlich, das dem Grund entwurzelte Sein, steckt voller Tücke, voller Heimtücke: es ist das Unheimliche.

Das alles mag vielleicht etwas abstrakt klingen. Aber: ist es nicht seltsam, wie tief und abgründig hier die Sprache schon in sich selbst für uns Menschen denkt? Ist es nicht eigenartig, wie hier aus dem Wörtlein Heim sich eine so seltsame Kette von Worten und Begriffen ableitet: Heimat, Heimlichkeit, Heimtücke, Daheimsein, Heimkehr, Heimatgefühl, Heimatbewußtsein, das Heimische und Heimliche und Unheimliche? Und doch ist es nicht seltsam. Denn wer einmal

all dem, was Worte sagen wollen und was sie untereinander und miteinander beziehungsreich sprechen, der wird entdecken, daß die Sprache nichts anderes ist als die Form der Weisheit, die sich in Jahrtausenden aus dem Geist und Denken des Menschen entwickelt hat. Und dazu gehört auch all das, was mit Heimat zusammenhängt.

So gesehen, und wir glauben, es ist richtig gesehen, ist Heimat und ihr Sein, ihr vergangenes Sein, ihre Geschichte und ihr gegenwärtiges Sein, ihre Wirtschaft und Kultur, ihre sozialen Spannungen und Kämpfe, nicht, wie manche meinen, eine nebensächliche Angelegenheit krähwinkliger Romantiker, sondern ein ernsthaftes Anliegen für alle. Heute, wo wir so gerne und so stolz „global“ denken, scheint manchem die Schau auf die Heimat und das Heimatliche überholt. Es gibt aber keine größere Unwirklichkeit, als solch intellektueller Einwand. Es bedarf, wir wissen es, nur einer Bedrohung heimischer Lebenswirklichkeiten, ja, selbst nur ihrer gefühlsmäßigen Bindungen, und schon wird auch der Fremde merken, wie ungemein lebendig Heimat sein kann: in allen ihren Erscheinungen.

Gewiß, politische Formen ändern sich; aber Heimat bleibt. Wer die Geschichte Deutschlands zumal kennt, weiß sehr gut, wie unendlich oft in den kaum zwanzigtausend Jahren Geschichte, sich die politischen Strukturen der einzelnen Landschaften geändert



Partie aus Wimpfen a. N.

Originalzeichnung von Fritz Lange

haben. Aber sind darum der Schwarzwälder und der Odenwälder, der Pfälzer und der Ortenauer, der schwäbisch-fränkische Mensch im Hügelland und der Bauer der Hardt etwas anderes als ihre Urahren es waren im gleichen Raum? Und ist es nicht so, daß der Mensch, wenn er schon neue Heimat suchen muß, von ihr ergriffen wird, allmählich, unbewußt, und wenn vielleicht er selbst sich noch nicht völlig in das Neue

einpassen kann, so werden seine Kinder den neuen Lebensraum als ihre Heimat empfinden und lieben. So ist Heimat mehr als nur ein Wort; sie gehört zu jenen Selbstverständlichkeiten des Lebens, die man erst merkt, wenn man sie nicht mehr hat. Von ihr zu sprechen, damit aus einem bloßen Gefühl der Verbundenheit ein Bewußtsein der Gemeinschaft werde, ist darum Erbe und Verpflichtung. R—

Bildnis einer Frau / Von Rolf Gustav Haebler

Siegel des Lebens im Menschenanflitz, die keiner beseitigen kann. Aber das alles ist nicht sonderlich wichtig, bei uns beiden.

Im Grunde, ich muß es gestehen, kenne ich die Frau, die bei mir sitzt, kaum; aber wer kennt einen anderen Menschen, wer kennt ihn wirklich, wenn das Kennen mehr ist als nur die flüchtige Begegnung zweier Welten in einem unendlichen Raum? Obschon wir heute und gestern oder irgendwann vorgestern miteinander ernst und heiter geplaudert haben, über vieles: über uns und andere, über die Dinge und das, was hinter ihnen liegt. Aber was will das viel heißen? Und wissen wir immer ob einer die Wahrheit spricht, die Wahrheit des Wirklichen oder nur die Wahrheit, mit der er sich selber belügt?

Sie hat graublau Augen, die Frau, und nun, da sie die Brille abgenommen hat, sind ihre Augen weit geöffnet und der Blick ist verschleiert, ein Schleier der Melancholie weht sanft über ihnen im Licht des Halbdunkels, blaß, dünn, verloren in ein veerschwommene Weite; aber darüber wölben sich in hohem Bogen die dunklen Brauen, ruhige Fermate der Aufmerksamkeit. Von ihrem Mund ist nicht viel zu sagen: er ist klug und lebendig, wenn er spricht; aber seine Lippen sind nicht so, als ob sie allzuzug die schmeckerische Lust des Küssens verstünden, wenn auch sie weit davon entfernt bleiben, ein verriäterisch schmales Zeichen von Berechnung oder Grausamkeit zu sein.

Auf dem dunklen Kleid trägt die Frau unterhalb einer Kette von matten Perlen eine alte, sehr alte Brosche; ein kleiner Rest, den sie gerettet hat aus den Wirrsalen der Flucht, aus jener verlorenen fernen Weite des flachen Raumes im Osten, in dem einst das Schloß sich zwischen den Bäumen eines bescheidenen Parkes erhob, mit Gästen und Dienern, Pferden und Ackerbau und Jagd, Gesprächen am Kamin, mit Freunden und Freundinnen, vielleicht auch Nebenbuhlerinnen, ich weiß es nicht; auch mit Geheimnissen und verschwiegenen Zusammenkünften, gefährliche Einsamkeit, denn auch hier lauerten die Schergen des Unmenschen jener Jahre. Alles ist vom Sturm verweht.

Geblieden ist das Leben in einer neuen Heimat. Und eben dies, dies Wort von der neuen Heimat, das war der Grund und der Inhalt des Gesprächs, das wir miteinander führten, und der Grund zugleich für mich, diese Begegnung zu notieren. Dies Gespräch, geführt ein Jahr nachdem wir beide uns zum ersten Male getroffen hatten: nun saßen wir wieder beieinander, in der gleichen kleinen Weinstube und zusammen mit fast den gleichen befreundeten Gästen von damals am gleichen Tisch, eine vergnügte Gesellschaft

des späten Abends. Und da war es ein Wort, das mich beglückte; sie habe, endlich, so sagte die Frau, eine neue Heimat hier unten in meiner hügeligen, bergigen, bäuerlich bunten, kleinstädtisch behäbigen und doch kulturell gesättigten und auf jeden Fall schönen Landschaft gefunden; was keineswegs leicht gewesen sei. Und da sie nicht wie die Männer der Flucht verträumt in Illusionen lebe, habe sie Landschaft und Leute lieb gewonnen, lieb genug wenigstens so weit, um die neue Heimat als wirkliche und endgültige zu nehmen: so sehr gar, daß sie nicht einmal mehr die Sehnsucht der Heimkehr in sich fühle.

Ich beglückwünschte sie zu solcher Wandlung des Herzens; ich sagte ja schon, daß ihr Geständnis mich, den Eingeborenen, beglückte, und sprach die Hoffnung aus, sie möge noch recht lange in diesem Gefühl der Geborgenheit nach so viel entsetzlicher Unrast und Bitternis und Leid ihr Leben gestalten können, griff nach meinem Glas, um mit ihr anzustoßen, im kristallinen Zusammenklang eines gemeinsamen Wunsches.

„Ach, nein, das möchte ich nicht“, erwiderte sie — „Ich möchte sterben“.

Das schreckliche Wort, unfassbar nach alledem, nicht wahr?, und doch ernst, ganz ernst gesprochen, erschreckte mich; ich wehrte ab.

„Lassen Sie, das verstehen Sie nicht“, sagte die Frau, die ihre Heimat verlor und eine neue fand, und eine müde Bewegung ihrer klugen Hand deckte meine erschrockenen Einwände zu: „Das verstehen Sie nicht — das ist das Slavische in mir...“

Eine leichte Röte stieg in ihre Wangen; und ich schaute zu ihr hinüber; ja sie hatte recht, es war in seiner Form ein Gesicht des Ostens, und wieder ging ihr verschleierter Blick in die undämmerte Ferne, als schweife er über die endlosen Weiten ihrer einstigen Heimat, über nebelverhängte abgeerntete Aecker und graue Wälder, darüber steht der Rundhorizont eines großen Abends, der kein Ende hat, weil Anfang und Ende eines sind, liegt die unennbare Weite des Ostens, alles ist nur Erde und Himmel, Fläche, Raum, Unendlichkeit im Endlichen.

Ihre Hand griff nun nach dem Glas, und sie trank. Es fiel keine Träne in den Wein, der von den sonnigen Rebhügeln meiner Heimat stammt und der in seiner herben Süße alles birgt, was uns hier unten an den Hängen der schwarzen Wälder, Heimat Glück und Leben heißt. Das Glas absenkend wandte sich ihr Blick mir, dem Schweigenden zu; und dann lächelte sie, und wenn ich ein Maler wäre, so hätte ich dies Bildnis, dies Bildnis einer so ernst lächelnden Frau gemalt. Vielleicht wäre es ein großes, schönes und tiefes Werk geworden.

Anekdoten und Schnurren

Der Kartätschenprinz

Warum man im Revolutionsjahr 1848 dem damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen, dem späteren Kaiser Wilhelm I., den Namen Kartätschenprinz gab, ist allgemein bekannt; aber kaum bekannt dürfte sein, daß man bald darauf von ihm in einem ganz anderen Sinne als Kartätschenprinzen hätte sprechen können.

Das war bei der Belagerung der Festung Rastatt. Da stand der Prinz eines Tages hinter einem jener kleinen Bildstöcke, die man in katholischen Gegenden oft an Feldwegen trifft. Plötzlich sauste eine Granate von der Festung her und traf den Bildstock. Schnellstmöglich nahm der Prinz hinter einem großen Nußbaum Stellung. Aber

gleich darauf kam eine zweite Granate, haarscharf auf den Baum, Volltreffer, und fast hätte ein herabfallender Ast den Prinzen erschlagen.

Aber das besondere an dieser Geschichte ist, daß diese beiden Treffer keine Zufallstreffer waren. Denn der Wachtmeister Heilig, der auf der Seite der Revolutionäre kämpfte und der mit seiner Kanone schoß, wie ein Musketier mit seiner Flinte, hatte jenes Geschütz bedient und wollte den Kartätschenprinzen niederkartätschen.

Nach der Kapitulation wurde Heilig standrechtlich erschossen; das Bildstocklein aber später nach Berlin in ein Museum gebracht.

Die durstigen Revolutionsmänner

Als in Karlsruhe der Großherzog abgesetzt und die Republik ausgerufen wurde, da strömten, kaum war die Nachricht da, auch in Mannheim die Massen vor dem Rathaus zusammen. Aufgeregt standen sie in der heißen Sommersonne herum, mit echt pfälzischem Temperament sich unterhaltend.

Da trat Bassermann, der berühmte Mannheimer Abgeordnete im Badischen Landtag und beim Frankfurter Parlament, auf den Balkon des Rathauses, um eine beruhigende Ansprache zu halten. Er schilderte zunächst

die politische Lage. Aber das half nichts. Da versuchte es Bassermann mit einem anderen Thema. Er rief dem unruhigen Volk drunten zu: „Ja, ihr Männer, ich weiß, was euch fehlt — ihr habt alle großen Hunger!“

Nun aber kam erst recht Leben unter die Männer in der prallen Sonne. Sofort riefen sie, wie aus einem Munde, zu Bassermann hinauf: „Dorscht henn mer, Dorscht!“

Da gab Bassermann es auf: „No sauft Wasser!“ rief er hinunter. Und verschwand schleunigst.

NACHTBLAUER TAFT UND DUNKELGRUNDIGE SEIDE



Cocktailkleid, aus nachtblauem Taft, von aparter Wirkung. Die asymmetrische Schärpe ist angeschnitten. — Links: Nachmittagskleid, aus dunkelgrundiger Seide, zum 5-Uhr-TEE getragen. Einen besonderen Schick erhält der enge Rock durch das schwingende Glockenteil. Ein Kleid, das jeder Trägerin Freude macht.

Wenn das Zimmer abends dann im Dunkeln liegt

Und immer wieder muß ich an Großmutter denken

Meine Großmutter war eine schweigsame Frau, deren scheinbare Härte meine Kindheit beschattete. Tagsüber ging ich ihr aus dem Weg, nur abends war es anders. Sie hatte in der elterlichen Wohnung ein kleines Zimmer mit grünen Samtmöbelchen und einen sanft wiegenden Schaukelstuhl — aber dort fanden wir uns nie. Sie saß meist in der Küche auf einem harten Holzstuhl, die großen, merkwürdig plumpen Füße auf einem kleinen Fußbänkchen. „Kommt!“ sagte sie dann zu mir und rückte ihre Füße ein wenig beiseite. Ich hockte mich schmal auf die Fußbank und lehnte meinen Kopf an ihr Knie. Rückwärts über mich blickend konnte ich dann ihr altes Großmuttergesicht betrachten. Ihre sonderbar klaren, wenn auch schon ein wenig verwachsenen Augen blickten starr zum Fenster hinaus zum kleinen See mit der winzigen Insel und den krumpligen Weiden. Ich war noch viel zu klein, um zu wissen, daß eine Großmutter einen harten und mühevollen Weg gegangen sein muß, um ihre Tage so unerbittlich mit Härte zu füllen, und ich war noch zu dumm, um zu ahnen, daß nur der Abend mit seinen Schatten es Großmutter gestattet, sie selber zu sein — weich, zärtlich, liebevoll. Ich habe niemals ein Strei-

Allmählich zog sie sich mehr und mehr von der Familie zurück und saß abends in ihrem Zimmer. Der Holzstuhl blieb leer. Eines Abends öffnete sie ihre Tür und sagte: „Er ist vermißt — heute morgen kam der Brief zurück!“ Das schreckliche Gesicht meiner Mutter rührte sie scheinbar wenig: „Faß dich, für euch wird schon alles gut werden, aber — aber es ist mein Sohn!“ Damit schloß sie die Tür wieder hinter sich. Ich lag lange schon im Bett und hörte die beiden Frauen miteinander sprechen. Großmutter's Wort klang deutlich zu mir: „Wein du, Kind, es wird dir helfen — den Müttern bleibt gottlob das Beten!“ Später kam sie an mein Bett wie jeden Abend. Wie immer legte

Unberechenbare Rößelsprünge der Laune

Sie verderben leicht jede frohe Stimmung

Die Launen der Verliebten gehören zu dem Spiel, das in dem Zustand der frühen Epoche der Liebe allgemein gespielt wird. Die Capricen der Mädchen läßt man sich da mit Vergnügen gefallen, und die Mädchen nehmen wohl auch die seltsamen Einfälle ihrer Verehrer gern hin.

Die Launen der nicht mehr Verliebten dagegen sind weit unangenehmer. Eine launische Frau und ein launischer Mann nehmen sich nicht viel. Der Umgang zwischen und mit ihnen kann zur Qual werden. Die Launenhaften geben sich gern als etwas Besonderes. Die Haken, die ihr wetterwendisches Gemüt schlägt, möchten sie als interessante Variationen ihrer persönlichen Note gewertet wissen. Doch es fällt den davon Betroffenen sehr schwer, diese Unarten, die man einem Kind nicht durchgehen lassen würde, so zu sehen. Wenn man die Rößelsprünge der Launen respektieren wollte, ginge man bald an einem lästigen Gängelband. Wenn es wenigstens noch heitere Kapriolen wären! Meist verderben die Launen die heiteren Spiele. Die Launenhaften schlagen in einem Augenblick um, schneller als das Wetter. Ihre Gemüter befinden sich in einer so leicht zu erschütternden Schwebelage, daß die geringste Kleinigkeit sie aus dem Gleichgewicht bringt. Das ist nicht sehr angenehm.

Der unberechenbare Stimmungsumschwung launenhafter Menschen, der sich durch nichts ankündigt, ist in den seltensten Fällen rechtzeitig abzufangen. Es ist eigenartig, daß die

Launen stärker sind, als alle vernünftigen Argumente. Sie haben eine tyrannische Tendenz, der nur mit konsequenter Festigkeit zu begegnen ist. Der Umgang mit launenhaften Menschen ist schwierig, weil ihre Sprunghaftigkeit Unsicherheit und natürlich viel Verdruss bereitet.

Die Launen einer Frau läßt man sich zur Not noch als eine absonderliche Art der Koketterie gefallen, wiewohl es auch darin heutzutage enge Grenzen gibt, als vor fünfzig Jahren. Die Launen von Männern sind fast immer unerträglich. Man kann freilich nur wenig Sanftmütiges dagegen tun. Vielleicht ist der beste Selbstschutz bei aller sonstigen Konzilianz eine unberechenbare Festigkeit des eigenen Entschlusses, der auch das Risiko einer Verstimmung auf der anderen Seite in Kauf nimmt.

APHORISMEN

Liebe kann nicht schenken, Liebe schenkt sich selbst.

Zable keinen Pfennig für goldene Worte.

Lebenskunst ist weniger die Kunst zu leben, als das Leben kunstvoll zu gestalten.

Andernfalls kann es einem passieren, daß man dem Spiel, dessen Karten ein anderer nach Lust und Laune mischt, hilflos ausgeliefert ist.

Man sollte jedoch keinesfalls vor den Launen kapitulieren, weder in der Freundschaft, noch in der Liebe, in der Ehe. Sie sind ein Übel, das bekämpft werden muß. Mit welchen Mitteln, das ist nur von Fall zu Fall zu entscheiden. Seelisches Verstandnis kann viel helfen, doch manchmal sind die bittersten Tropfen die wirksamste Medizin. Hier muß jeder sein eigener Hausarzt sein.

Stephan Fabricius.

Kommt „Lila“ wieder in Mode?

Die neue Farbe der bevorstehenden Wintersaison

Nachdem wir in den letzten Nachkriegsjahren genügend Gelegenheit hatten, nacheinander sämtliche Nuancen einer bunten Scala in der Mode auszuprobieren, blieb als letzte Farbe das Lila übrig, eine Farbe, die in der modischen Reihenfolge sozusagen als letzte rangiert und anscheinend immer erst nach einer längeren Ruhepause wieder aus der Versenkung zu neuem, wenn auch meist kurzem Glanze erstrahlt. Vielleicht erinnern Sie sich noch des Schlagers „Lila ist Mode, Lila ist modern, lila Strümpfe tragen die Herrn“?

Es sind immerhin ein paar Jahrzehnte, die uns von der damaligen Lila-Dominierung trennen. Und nun soll sie es heißt, Lila wieder zu neuem Glanze erstrahlen. So wollen es wenigstens die Modeschöpfer.

Man kann die Farbencala in zwei Modegruppen einteilen. Zu der ersten Gruppe gehören die Farben, die zwar auch in einer Saison ausgesprochene Modefarbe sind, aber „nie aus der Mode kommen“ und die auch ohne besondere „Kreierung“ immer tragbar sind, also zeitlos bleiben. Dazu zählen die Hauptfarben — Schwarz, Grau, Braun, Weiß.

Gerade Schwarz und Grau, auch Nußbraun werden, neben Lila, in dieser Saison ihre „Chancen“ haben. Bei den leuchtenden bunten Farbtönen ist es schon etwas schwieriger, sie als „zeitlos“ zu bezeichnen. Durch verschiedene Farbmischungen treten sie einmal als „gedeckt“ oder pastellfarbig in Erscheinung und dann wieder als kräftig leuchtende Farbtöne. Hierzu zählt unsere kommende Saisonfarbe „Lila“, die sich übrigens in Verbindung mit Schwarz sehr „schick“ bringen läßt.

In jedem Falle sollte man sich bei dieser

sie eine Hand über meine Augen, leicht und schnell — die andere zauberte auch an diesem Abend den Bonbon in meine Hand.

Jahre sind vergangen. Ich sitze am Bett meines kleinen Sohnes. Vom Nebenzimmer her höre ich die Stimme im Radio: „Europaunion — Staubbombe“ — Da wirft sich das schlafende Etwas mit braunblondem Wuschelhaar unwillig in seinem Bett herum — „allgemeine Wehrpflicht — Indochina“ — Ein rosiger Kinderfuß baumelt unbedeckt hervor. Und während das Zimmer im Dunkel liegt, fällt hell wie eine Fackel in mein Erinnerung: Den Müttern gottlob bleibt das Beten! Sybille Schall.



DICHTUNG IN PORZELLAN

Die Stuttgarterin Margret Hildebrand schuf diesen eigenwilligen stilvollen Dekor „Faden-spiel“. Es zeigt einen ganz neuen Weg der Porzellan-Dekoration auf, der sich bewußt von den Vorbildern der Natur abkehrt und ein Spiel mit Konturen bringt, um den Charakter der Form zu heben, die Eigenarten der Form geschmackvoll zu unterstreichen. Aufnahme: Rosenthal

Es gibt Männer...

- ... die man nur dann beherrscht, wenn man sich ihnen scheinbar unterordnet.
- ... die es ihr Leben lang nicht lernen, in der Frau den guten Kameraden zu sehen.
- ... die gern eine Überlegenheit zur Schau tragen, die sie nicht besitzen.
- ... die alles Häßliche an anderen Frauen bemerken, nur nicht an der eigenen.

cheln und kaum einen Kuß von ihr gespürt — aber wenn sie nach dem Abendessen als letzte an mein Bett kam, drückte sie meine Hand und ließ einen heilbraunen Hustenbonbon hineingleiten.

Meine Großmutter ging jeden Sonntag zur Kirche — mit Kapothütchen, im schwarzen Kleid und langen Tuschape.

Dann kam eine Zeit, in der ich ihr blaßes Gesicht schmerz erfüllt sah. Es war Krieg. Sie klagte nie, aber schon zu Beginn war ihr ältester Sohn gefallen. Nun ängstigte sie sich um meinen Vater. Wenn sie abends an unserm Küchentisch saß, hörte ich sie oft leise sprechen: Vater unser . . . — und leise sprach sie das Gebet der Gebete zu Ende. Ihre Augen wurden dabei wie verklärt.

Junges Geflügel mit Pilzen und Klößchen

Gar nicht so schwierig zu bereiten

Das junge Geflügel ist jetzt von besonderer Zartheit und als festliches Gericht besonders beliebt. Hier Vorschläge für einige sehr wohl-schmeckende und gar nicht schwierig zu bereite-nde Gerichte.

Junges Huhn mit Pilzen

In einer gut schließenden Kasserolle läßt man den in Würfeln geschnittenen Speck mit den in Scheiben geschnittenen Pilzen anschwitzen, nimmt sie heraus und brät das Huhn, in das man ein Stückchen Butter, Zwiebel und Petersilie gesteckt hat, darin an, gibt feine Scheiben von rohen Kartoffeln, den Speck, die Pilze, Weißwein und Fleischbrühe zu. Man läßt das Huhn zugedeckt im Ofen fertig dämpfen und bringt es in der Kasserolle zu Tisch.

Junge Tauben mit Schwämmklößchen

Man kocht die vorgefertigten Tauben zusammen mit Wurzelwerk und ein paar Rindsknochen nicht zu weich, nimmt sie aus der Brühe und brät sie vor dem Auftragen rasch in steigender Butter ringsum braun. In der Fleischbrühe kocht man die nach folgendem Rezept zu bereitenden Schwämmklößchen:

Man macht einen Brandteig von 150 g Mehl, 100 g Butter, etwas Salz, ¼ Liter Milch, 2 Eier. Man setzt Butter und Milch zum Kochen auf, gibt das mit der Hälfte der Flüssigkeit verquirlte Mehl dazu, sobald es kocht, und rührt so lange auf dem Feuer, bis die Masse dick

wird, rührt noch öfters durch, um abzukühlen. Dann rührt man die Eier dazu, Salz und Muskat. Von dieser Masse werden mit nassem Löffel Klöße abgestochen und in der kochenden Fleischbrühe gar gemacht. Reichlich Petersilie wird mit etwas Schnittlauch oder Porree gewiegt und ebenfalls dazugegeben, ebenso gekochter Blumenkohl.

Wiener Backhändl

Man verwendet dazu junge, nicht zu große, aber fleischige Hühner. Das ausgekommene und gut gesäuberte Geflügel teilt man in vier Teile, salt es ein und läßt es so eine halbe Stunde stehen. Dann wälzt man die einzelnen Stücke zunächst in Mehl, darauf in Ei und zum Schluß in geriebenem Weißbrot und läßt das Geflügel nun schwimmend in Fett goldgelb backen. Man richtet das Huhn auf einer mit Zitronen und Petersilie garnierten Schüssel an.

Gedämpfte junge Tauben

Man belegt eine mit Butter ausgestrichene Kasserolle mit Scheiben von Schinken oder Speck, gibt Zwiebel mit Suppengrün dazu, legt die mit Salz eingeriebenen Tauben darauf, bedeckt sie wieder mit Speck, gießt ein halbes Liter kräftige Fleischbrühe dazu und dämpft die Tauben gut zugedeckt, 20 — 30 Minuten. Ein Teelöffel Stärkemehl wird mit zwei Eßlöffeln Wein verrührt, womit die Soße samig gemacht werden kann.

Von der richtigen Maniküre

Wie lackiere ich meine Nägel?

Es ist nicht damit getan, daß unsere Hände schön und gepflegt aussehen, sondern die Fingernägel müssen sich ebenfalls in einem tadellosen Zustand befinden. Um schöne und kräftige Nägel zu bekommen, muß man reichlich Milch, Butter, Obst, Gemüse und vielleicht auch etwas Lebertran zu sich nehmen. Nägel, die leicht spalten und brechen, müssen ab und zu ein heißes Ölbad (Oliven- oder Mandelöl) bekommen und öfter mit Nagelcreme massiert werden. Ein vorzügliches Mittel ist auch, sie vierzehn Tage hintereinander mit farblosem Jod einzuspülen und dem wöchentlichen Ölbad ein paar Tropfen Jod zuzufügen.

Es ist klug, einen bestimmten wöchentlichen Schönheitsabend einzubehalten, zum Beispiel freitags, an dem man sich die Haare wäscht, und die Nägel instandsetzt, damit man fürs Wochenende hübsch gepflegt ist. Beim Haarewaschen werden die Nagelhäutchen weich, so daß sie sich leicht zurückschieben lassen.

Eine gute Maniküre wird auf folgende Weise vorgenommen: Wenn Lack auf den Nägeln ist, wird er zuerst mit einem Lack-Entfernungsmittel beseitigt. Danach werden die Nägel gefeilt, und zwar schön oval. Wir lassen sie weder spitz noch lang. Dann beist es, mit der Sandpapierfeile nachfeilen. Dadurch reißen und brechen die Nägel weniger schnell. Nun werden die Hände in warmem Seifenwasser aufgeweicht und mit einer steifen Bürste gründlich geschrubbt, so daß die toten Hautzellen, die gern bei den Nägeln sitzen, verschwinden. Nun wird das Nagelhäutchen mit Orangenholzstäbchen und Fettcreme gelöst.

Will man die Nägel lackieren, so muß man ganz sicher sein, daß kein Fettstoff zurückgeblieben ist. Die Nägel werden mit einem kleinen Nagelpolierer blank gerieben, um Unebenheiten zu beseitigen und den Blutkreislauf anzuregen. Erst jetzt wird der Lack aufgetragen. Es gibt eine hübsche Auswahl der geschmackvollsten Farben. Zu kurze, kleine Nägel werden der Länge nach lackiert, bei zu breiten läßt man an jeder Seite einige Millimeter frei. Sind die Nägel sehr lang, kann man den „Mond“ freilassen, evtl. auch die Spitzen, die dann mit Nagelweißstift besonders gezeichnet werden. — Wenn der Lack ganz trocken ist, hält man die Fingerspitzen unter eiskaltes Wasser, dadurch wird der Lack hart und haltbar. Man achte bei der Verwendung von Nagellack auf Kleiderfarbe und die Farbe des Lippenstiftes. Nur in Harmonie mit ihrem Teint, der Haarfarbe und dem Anzug unterstreichen diese kleinen kosmetischen Schönheitsmittel wirklich Ihre Persönlichkeit.

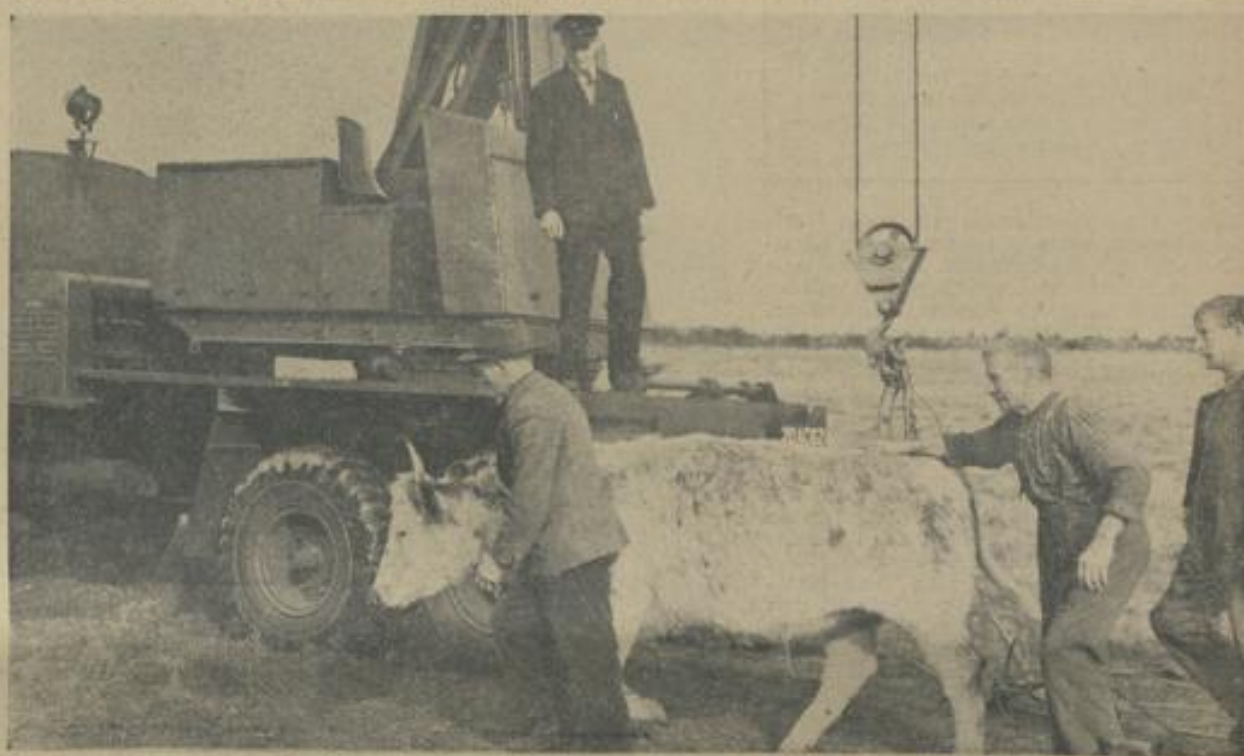
Et 1 a



Kreatur zwischen Himmel und Erde



Vier lange Stunden mühten sich Bauern, Polizisten und Feuerwehrleute bei Aberdeen (Schottland), eine drei Jahre alte Kuh aus einem 35 Meter tiefen Steinbruch vor dem nahen Tode zu retten. Das Tier hatte seine Herde verlassen und war in der Nacht die steile Steinbruchklippe hinuntergestürzt bis an den Rand eines tiefen Wassers auf dem Boden des Abgrunds (Bild links außen). Der greise Bauer Parley war der Kuh nachgeklettert und hatte sie während der Nacht gefüttert und beruhigt (Mitte links). Bei Morgengrauen begannen dann die Rettungsarbeiten. Von einem Kran wurde ein 35 Meter langes doppeltes Drahtseil herabgelassen, und dann gingen die Bauern daran, das zwar unversehrt gebliebene, aber unruhige und sich heftig streubende Tier anzuseilen (Mitte rechts). Dabei rutschte die zehn Zentner schwere Kuh gefährlich nahe an den See heran. Schon wollte man das Rettungswerk aufgeben, da gelang es dem vereinten Bemühen der Bauern und Feuerwehrleute, das Tier aus der Tiefe zu ziehen. Wie loblos hing die Kuh in den Seilen (rechts außen). Aber einen Augenblick später schon trahnte sie münder dem Stall zu. Und niemand weiß zu sagen, wer sich über die gelungene Rettung mehr freute, die Bauern oder das unvorsichtige Rindvieh.



Das Bett des Jahrhunderts. Einen amerikanischen „Konstruktiv“ heißt die Tatsache nicht ruhen, daß der Mensch einen erheblichen Teil seines Lebens im Bett verbringt. So konstruierte er dieses mit allem Komfort ausgestattete Superbett, das 3000 Dollar kostet. Es ist u. a. ausgerüstet mit: Radio, Fernsehapparat, Telefon, Entlüftungsanlage, Acht-Tage-Wecker, Schallgeschwindigkeitsmesser, eingebautem Klappstisch, elektrischer Zahnbürste, elektrischem Rasierapparat und Massagegerät sowie einer eigenen Feuerwehrt in Form eines automatischen Wassersprengers. Gute Nacht, Mariel!



Das längste Ehepaar Norddeutschlands sind Willy Duthloff und Frau Marianne in Klausdorf bei Kiel. Er mißt 2,14 Meter und sie ist mit 2,07 Metern nicht viel kleiner.



DIE GESCHICHTE ZUM BILD

Ein kleines Mädchen, das die Welt mehrere Tage in Atem gehalten hat, befindet sich glücklich auf dem Wege der Besserung. Ginetta Cohen wurde während der Truppenmanöver in Kairo von einer fehlgegangenen Geschwulst getroffen. Schwer verletzt brachte man sie im Flugzeug nach England. Die Chirurgen wußten, daß durch die Entfernung der Kugel, die in das Gehirn gedrungen war, eine totale Erblindung eintreten könnte. Dennoch wurde operiert, weil unmittelbare Lebensgefahr bestand. Der Schädel wurde angebohrt, geöffnet und die äußere Gehirnhaut vorsichtig durchgeschnitten. Behutsam wurde dann — auf der Schwelle zwischen Tod und Leben — das Loch geweitet, durch das die Kugel gegangen war. Es führte in denjenigen Teil des Gehirns, der das Augenlicht kontrolliert. Den Ärzten gelang es schließlich, die Kugel auf dem gleichen Wege herauszubefördern, auf dem sie in das Gehirn gedrungen war. Nach zwei Stunden öffnete Ginetta die Augen und fragte: „Wo ist mein Teddy?“ — Sie konnte sehen. Auf unserem Bild spielt die Genesende schon wieder mit ihren Puppen.



Modenschau mit Jacques Fath. Auch in Deutschland zeigte der französische Modeschöpfer in den letzten Tagen eine Kollektion seiner Wintermodelle. Dieses Bild wurde in Hamburg aufgenommen.

100 MILLIONEN IN GOLD

WER ENTREISST DEN SCHATZ VON VISBY DER OSTSEE?

Es war früh am Morgen, und die meisten Stockholmer Bürger schliefen noch. Der Hafen lag da wie ausgestorben. Nur hin und wieder wurde die Stille durch das Echo der Schritte eines Seemanns unterbrochen, der nach durchzehrter Nacht seinen Quartier zustrebte. Niemand hätte etwas besonderes entdecken können, selbst die Polizisten der Hafentour nicht, die leicht fröstelnd ihrer Ablösung und einer heißen Tasse Kaffee entgegenzogen.

Niemand beobachtete die Boote, die fast lautlos vom abgelegenen Pier des Hafens losmachten. Als die ersten Dockarbeiter zum Dienst gingen, war die kleine Flotte bereits hinter dem Horizont verschwunden. Niemand hatte den Matrosen zum Abschied gewinkt, nur eine Handvoll Menschen war von der Abfahrt unterrichtet gewesen und die schwiegen — sie wußten warum. Wenn es um Millionen geht, muß man — so sagten sie sich — jedes Wort auf die Goldwaage legen, und hier ging es um Millionen.

Karlsö ist eine kleine Insel vor der Westküste von Gotland. In den Sommermonaten veranstalten die Reisegesellschaften Fahrten zu diesem Eiland, das besonders wegen seiner Mönkolonie bekannt ist. Wer vor einigen Wochen von Karlsö hinaus aufs Meer schaute, konnte ein seltsames Schauspiel erleben. Am Horizont erschienen einige Boote, die man auf den ersten Blick für Fischdampfer hätte halten können. Etwa eine Stunde kreuzten sie scheinbar ziellos umher, dann versammelten sie sich um ihr „Flaggschiff“. Durchs Fernrohr bemerkte man Taucher, die nach längeren Vorbereitungen in ihren unförmigen Anzügen im Wasser der Ostsee verschwanden.

In den kleinen Fischerkneipen an der Westküste von Gotland hatte man an diesen Abenden genügend Gesprächsstoff. Mit Windeseile hatte es sich herumgesprochen, daß wieder eine Expedition nach dem fast legendären Goldschatz tauchen wollte, der vor sechs Jahrhunderten in einer Sturmnacht versank. Alle Versuche, ihn zu heben, und an denen hat es nicht gefehlt, waren bisher vergeblich gewesen.

Ein König schwört Rache

Gotland, heute ein Ferienparadies, das alljährlich von Tausenden Erholungsuchenden aus ganz Europa besucht wird, das für seine Gastfreundschaft bekannt und das jedes Jahr Schauplatz von hervorragenden Theaterfestspielen ist, spielte vor sechs Jahrhunderten eine überaus wichtige Rolle im damaligen „Ost-West-Handel“. Visby, die Hauptstadt der Insel, zählte damals zu den reichsten Handelsmetropolen der Welt.

Auch in jener Zeit gab es schon Seeräuber. Von den Küsten Pommerns und denen des Kurlandes aus gingen die Piraten auf Jagd nach den schwerbeladenen Schiffen. Die Kaufleute von Visby sparten nicht an Geld, um die Freibeuter zu enttaugen. Um die Stadt wurden Mauern errichtet, von denen eine immer höher war als die andere. Die Bürgerwehr hielt Wacht, und die Händler schliefen zufrieden in dem Gefühl, daß ihnen nichts passieren könne, da die Stadt uneinnehmbar sei.

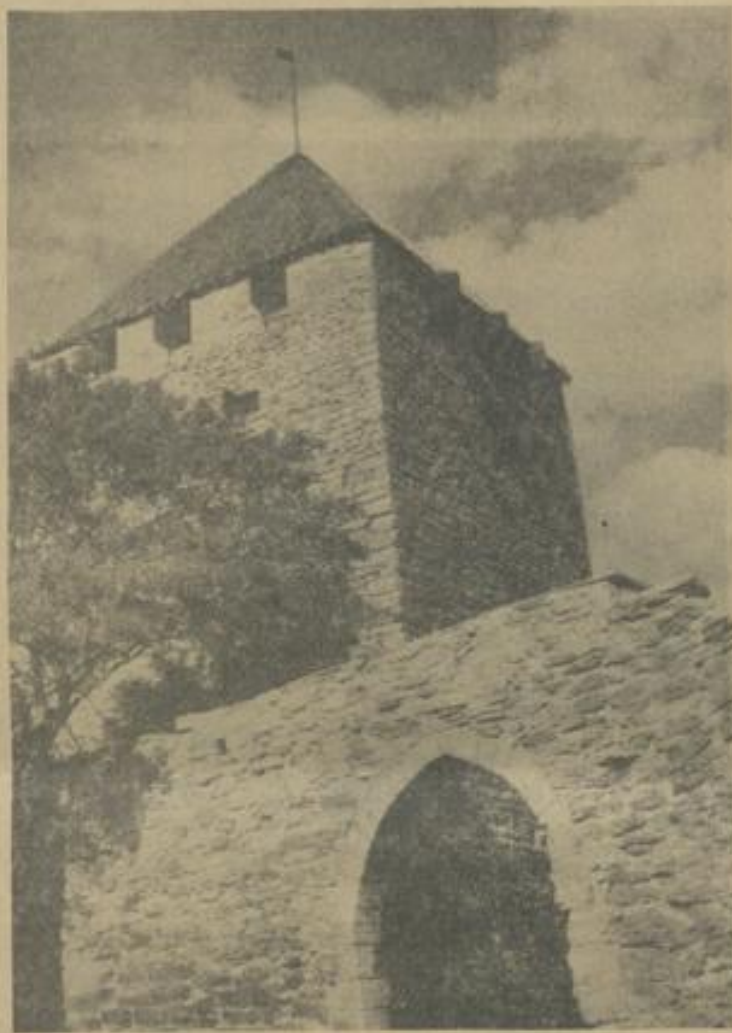
Tatsächlich hätte schon mehr als ein unternehmungslustiger Pirat dazugehört, Visby gefährlich werden zu können. Waffenstarrend, eine Hochburg des Handels und des Reichtums überschauten seine Türme das Meer.

Zur gleichen Zeit — es war die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts — herrschte in Dänemark Waldemar IV. — Margarete, seine einzige Tochter, war mit König Haakon von Norwegen, dem Sohn des Königs Magnus von Schweden, verlobt. Die einflußreichen Kreise der drei Höfe hielten eine eierartige Verbindung für überaus vorteilhaft. Sie träumten davon, daß durch die geplante Heirat alle drei Krönen vereint werden könnten. Ein großes nordisches Reich schwebte ihnen vor, und sie sahen sich bereits kurz vor der Erfüllung ihrer Wünsche.

Waldemar allerdings beging einen Fehler, der ihm schwer zu stehen kommen sollte und der eine Kette von Ereignissen auslöste, die bis heute noch nicht geschlossen ist. Er überfiel und annektierte — warum, weiß bis heute noch niemand — ein Stück schwedischen Territoriums, und die patriotischen Schweden forderten Magnus auf, das Verlöbnis zu lösen. Ein so gewalttätiger Mann, der dazu auch noch so arm sei, daß er auf Raub ausgehen müsse, sei doch wohl nicht der geeignete Schwiegervater für den Sohn des schwedischen Königs. Die Verlobung wurde gelöst und Waldemar sann auf Rache. Er werde es den Schweden schon zeigen, so schwor er sich, daß er nicht ärmer sei als ihr König. Bei dieser Gelegenheit werde er ihnen gleich einen Beweis seiner Macht und seines Mutes liefern. Es dauerte nicht lange, bis sich die passende Möglichkeit dazu bot.

Über Berge von Leichen

„Majestät“, der unscheinbare Mann kniete unterwürdig vor König Waldemar nieder, „ich bin in London gewesen, ich kenne den Orient



und ich war in Spanien. Noch nie in meinem Leben habe ich soviel Gold und Edelsteine gesehen, wie in Visby. Selbst die Bettler tragen dort Goldstücke in der Tasche, und die kleinen Handwerker trinken ihren Wein aus goldenen Bechern. Visby, Majestät, ist, so wahr mir Gott helfe, die reichste Stadt der Welt und keine andere kann sich mit ihr messen.“

Während der Agent voller Begeisterung weitersprach, saß Waldemar gedankenversunken da. Er hatte nur die ersten Worte gehört: Gold und Edelsteine. Blitzartig war ihm der Gedanke gekommen: warum sollte er nicht die Gelegenheit wahrnehmen, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen? Visby war schwedisch; er würde es erobern, die Schätze der Stadt rauben, ein reicher Mann werden und gleichzeitig beweisen, daß man sich nicht ungestraft mit ihm verfeinden könne.



Die Gewölbebogen von St. Katharinen künden heute noch vom Ruhm und Glanz der herrlichen Kirche, die ein Juwel der Stadt war



Der Dom und die Türme von St. Marien überragen das Gewirb von Dächern der an Bau- und Denkmälern so reichen Hauptstadt Gotlands

Eines Morgens, im Juli 1361, meldeten die Wächter auf den Türmen von Visby das Herannahen einer Flotte von über 100 Schiffen. Sie schlugen sofort Alarm, denn es war keine Kauffahrerflotte gemeldet. Wenige Stunden später landete Waldemar mit seinem Heer auf Gotland, nicht weit von der Stadt entfernt.

Die Dänen hatten nichts zu verlieren, dafür aber alles zu gewinnen. Der König hatte sei-

nen Soldaten reiche Beute versprochen. Visby aber war auf seine Söldner angewiesen, die sich zwar tapfer und todesmutig schlugen, denen aber die erbitterte Verzweiflung, der letzte Funke fehlte, der oft eine fast aussichtslose Schlacht entscheidet. Mauer um Mauer wurde von den Dänen gestürmt, über Berge von Leichen drangen die Angreifer vor. Als endlich die weiße Flagge über den innersten Stadtwall gehißt wurde, waren nur noch die reichen Kaufleute und die kampfunfähigen Bürger übriggeblieben. Über 2000 Tote beklagte man.

Wer den Schaden hat ...

Waldemar genoß jede Minute seines Triumphes. Auf dem Marktplatz von Visby hatte er seinen Thron aufstellen lassen. Stolz nahm er die unterwürfigen Ergebenheitsklärungen die Besiegten entgegen, die bereit waren, auch das höchste Lösegeld zu bezahlen, wenn sie nur ihr Leben behielten.

„Bringt mir die drei größten Fässer, die ihr finden könnt“, befahl Waldemar, „füllt sie mit Gold und Edelsteinen, und ich werde nicht nur euch verschonen, sondern auch eure Stadt. Wenn ihr aber versuchen solltet, mich zu betrügen, werdet ihr sterben.“

Die drei größten Fässer der Stadt wurden herbeigeschleppt. Aus den Kisten und Schränken, den Truhen und den Schatzkammern, den Kellern und den Verstecken brachten die Überlebenden Goldklumpen, Säcke mit Münzen, kostbare Kunstgegenstände und Edelsteine.

Auf Befehl der Sieger mußte sogar der Küster der St. Nikolaus-Kirche auf den Turm klettern und die beiden Granatsteine, die größten, die jemals existiert haben sollen und die — so jedenfalls berichtet die Sage — im Sonnenschein weit über das Meer leuchteten, aus der Fassung brechen und abliefern.

Als die Fässer bis an den Rand gefüllt waren, erhielten die überlebenden Kaufleute von Visby den Befehl, sie zum Flaggschiff Waldemars zu schaffen. Unter den Spottrufen der Soldaten mühten sich die Entkräfteten ab, die tonnenschwere Last, ihr einstmals so schwer erworbenes Vermögen, zum Hafen zu schleppen.

Arm, jedenfalls für ihre Begriffe — keiner von ihnen hatte es versäumt, vorher einen beträchtlichen Notgroschen in Sicherheit zu bringen — aber erleichtert sahen sie zu, wie die Dänen die Segel setzten und schließlich hinter dem Horizont verschwanden wie ein böser Traum. Fürs Erste blieb nichts weiter übrig, als die Toten zu bestatten. Visby hatte den Höhepunkt seiner Macht überschritten. Es sollte sich nie von jenem Schlag erholen.

Waldemars Flotte hat den Heimathafen nie erreicht. Es war fast, als habe der Himmel ihn für seine böse Tat bestrafen wollen. In der ersten Nacht der Rückreise brach ein furchtbarer Sturm los. Ein Teil der Schiffe zerschellte am Ufer von Karlsö, darunter auch das Flaggschiff des Dänenkönigs mit der Beute.

Phantastische Zahlen

Wissenschaftler haben die alten Dokumente von Visby genau studiert und versucht, den Wert des versunkenen Goldes einigermaßen genau zu schätzen. Die Zahlen, die sie sich errechneten, klingen phantastisch, und doch versäumen die Gelehrten nicht, darauf hinzuweisen, daß es sich dabei nur um vorsichtige Schätzungen handelt. Nach dem gegenwärtigen Stand des internationalen Goldpreises, so behaupten sie, beläuft sich der Wert des Schatzes auf mindestens 100 Millionen, wahrscheinlich aber auf fast das Doppelte.

Der Ort, an dem die Flotte auf den Grund der Ostsee versank, ist ziemlich genau bekannt, und es sind inzwischen zahlreiche Versuche unternommen worden, die Schiffe, besonders aber das Flaggschiff, zu heben. Allerdings hat eine dicke Schlammdecke die Wracks bedeckt.

Schon der Wert der versunkenen Beute erklärt die Schweigsamkeit der letzten Expedition zur Genüge. Auch wenn sie von Erfolg gekrönt gewesen wäre, ist mit keiner Sensation zu rechnen, denn im Hintergrund warten die Finanzbehörden, die sofort ihre Ansprüche anmelden würden. Allein die Steuern für den Schatz von Visby machen ein Vermögen aus.

DER PULVERTURM VON VISBY

Der trutzige Zeuge einer kampfgedrungenen Zeit stammt aus dem 13. Jahrhundert. Ein Besuch der Stadt Visby lohnt sich auch heute. Viele Sehenswürdigkeiten begegnen uns hier. Das eisenbeschlagene Burmeister-Haus, die alte, hochgiebelige Apotheke, die Ruinen der St. Katharinenkirche, die im Jahre 1233 erbaut und eine der schönsten der Stadt war, sind Sehenswürdigkeiten ersten Ranges. Eine Besichtigung von Gotlands Fornsal (Museum gotländischer Altertümer) läßt Visbys wechselvolle Geschichte von den Urzeiten bis zur Gegenwart vor unserem Auge lebendig werden.



Auch der Pferdeliebhaber kommt auf Gotland auf seine Kosten. Hier sieht man die halbwild Tiere, die in froher Unbekümmertheit das ausgedehnte, waldige Gelände der landschaftlich so schönen Ostsee-Insel durchstreifen



DIE ALTE STADTMAUER VON VISBY

Wenn diese wuchtigen Mauern reden könnten! Wieviel Reichtum haben sie erlebt, wieviel Leid und Kummer sahen sie, besonders in den Tagen der Eroberung durch fremde Kriegsscharen. — Ein Teil der 4000 Meter langen Stadtmauer mit ihren 37 hohen Wachtürmen.



SIE KEHRTEN NIEMALS ZURÜCK

Meer, Eis und Urwald hüten ihre Geheimnisse

EIN TATSACHENBERICHT UM DIE VERSCHOLLENEN DES 20. JAHRHUNDERTS / VON HANS STEEN

Copyright Konrad, Lübeck

Nungesser und Coll

Ganz Paris verfolgt mit fieberhaftem Interesse den Atlantikflug Nungessers und Colls. Die Wettermeldungen sind besorgniserregend. Die Nachrichten über das Schicksal der beiden Piloten widersprechen sich.

Am Montagabend flaniert halb Paris über die Boulevards. Man lacht, man scherzt, man ist ausgelassen. Soeben hat „Paris-Soir“ eine Extraausgabe auf die Straße geworfen, daß man bereits morgens gegen 11 Uhr das französische Flugzeug über Neuschottland gesichtet hat. Als eine weitere Stunde später ein neues Extrablatt herauskommt, reißt man es den Verkäufern aus den Händen. Da steht es schwarz auf weiß: Nungesser und Coll um 16.50 Uhr über der Reede von New York!

Hochwerden ausgebracht. Wildfremde Menschen fallen sich begeistert in die Arme. In den kleinen Kneipen der Faubourgs findet man vor Vivats kein Ende. Der Unterstaatssekretär der französischen Luftfahrt teilt zwar auf telefonische Anfrage mit, daß ihm nichts von einer Sichtung des „Weißen Vogels“ bekannt sei. Inzwischen hat der amerikanische Botschafter in Paris dem französischen Außenministerium durch ein Handschreiben die herzlichsten Glückwünsche zum Gelingen des Ozeanfluges ausgesprochen. Der Handelsminister Bokanowsky läßt auf seine Verantwortung ein Flugzeug über Paris aufsteigen, das unaufhörlich grellgelbe Leuchtkegel herabregnen läßt. Der Eiffelturm wird illuminiert. Kriegsminister Painlevé verschickt Glückwünsche an die Mutter von Nungesser, an die Flugzeugwerke, die die Maschine als Spezialanfertigung herausgebracht haben.

„Vive la France! Vive Nungesser et Coll!“ Doch auf den Trübel des Montagabends kommt ein aschgrauer Dienstagmorgen. Die gestern so überschäumenden Berichte sind von den Frontseiten verschwunden. Statt dessen muß die Boulevardpresse kleinlaut melden, daß sich die Gerüchte von einer Landung, ja — auch die Nachrichten von einer Sichtung auf dem amerikanischen Kontinent — leider als verfrüht erwiesen haben. Man stellt fest, daß Nungesser und Coll lediglich für 40 Stunden Benzin an Bord gehabt haben, also spätestens Dienstag um 16 Uhr landen müssen.

Doch dann wieder ein Hoffungsschimmer: zwei amerikanische Fischer haben angeblich am Montag in der Morgendämmerung die Motorengeräusche eines Flugzeuges gehört, das in Ostwestrichtung flog. Das war in der Table Bay an der Küste von Neufundland. Drei Stunden später hört ein anderer Fischer die gleichen Geräusche an der Ostküste von Anticosti. Wenn der „Weiße Vogel“ in Richtung auf New York geflogen ist, dann stimmt der zeitliche Abstand dieser beiden Wahrnehmungen genau. Doch dann bleiben weitere Meldungen aus.

Sie werden in Labrador notgelandet sein, das ist die neueste Version. Am Ashuanipi-See haben Waldläufer eine Maschine beobachtet, die ziemlich niedrig gen Westen flog. Später hörte man einen heftigen Explosionsknall und sah nach einer Weile Rauch fern in Richtung des Mistinik-Sees aufsteigen. Wieder andere Pelzjäger hörten in der Nacht auf Dienstag — wie sie erst jetzt in der Poststation der Hudson Bay Company aussagen — Motorengeräusche am Romaineufuß. Wieder andere wollen gar Leuchtkegel über den einsamen Wäldern des Hohen Nordens gesehen haben.

Inzwischen findet der deutsche Dampfer „Max Weidmann“ vor der Küste von Norfolk einen Flugzeugflügel mit den Zeichen WT 3 1232404. Auch hier blinder Alarm, denn es sind Trümmer eines Bombers der RAF. Ein Rotterdamer Dampfer sichtet Flugzeugtrümmer 200 Meilen süd. Massachusetts. Ein Rumschuggler gibt an, eine Maschine in 3000 Fuß Höhe in der fraglichen Zeit bei Kap Sable gesichtet zu haben. Bei Palmouth und bei Boulogne-Mer finden Fischer zwei Flaschenposten. Ihr Text lautet: „Sind 75 Meilen von Irland getandet. Maschine zerstört. Finder wird gebeten, sich mit H. Laurence, RAF, in Verbindung zu setzen.“ In der zweiten Flaschenpost liegt ein Zettel: „Sind ohne Lebensmittel, lebt alle wohl, Nungesser, Coll“. Beide Botschaften werden genau untersucht. Sie stellen sich als Fälschungen von Psychopathen heraus.

Neue Nachrichten, neue Enttäuschungen. Mitten in diesen Wirrwarr der Sorge und Niedergeschlagenheit landet ein gewisser Herr Charles Lindbergh, mit einer einmotorigen Maschine von New York kommend, in Le Bourget. Nungesser und Coll sind von denen vergessen, die ihrerwegen sogar Zeitungsstände demollierten. Nicht jedoch von dem jungen Mann, der den Ozean mit einem Frühstücksbrot und zwei Bananen überflog. Bevor Lindbergh den französischen Staatspräsidenten besucht, nimmt er sich ein Auto und fährt zur Mutter von seinem alten Freund Charles Nungesser. Als es blüht und die alte Dame öffnet, steht ein junger Mann draußen und sagt mit leiser Stimme: „Er war mein Kamerad, ich habe ihn sehr geschätzt. Man mußte ihn noch finden. Ich hoffe es!“ Der junge Mann umarmt die weinende Frau und geht langsam fort.

Man hat den „Weißen Vogel“ niemals gefunden. Als er sich in Le Bourget erhob und in den tiefhängenden Regenwolken verschwand, flog er direkt in das große Geheimnis hinein ...

Oberst Fawcett verschwand in der grünen Hölle

Als sich der britische Artillerieoberst Percy H. Fawcett im Frühjahr 1925 bei der Redaktion der „Alliance Nord-Américaine“ in Rio verabschiedet, die seine neueste Expedition in den Urwald des Mato Grosso zum Teil finanziert, legt er ein vergilbtes Manuskript auf den Tisch.

„Sehen Sie, meine Herren“, sagt der 43jährige Offizier, „diese Seiten enthalten mein Schicksal. Sie wurden 1743 geschrieben. Damals zogen sechs Abenteurer mit ein paar Dutzend Negerklaven in den Urwald. Die wenigsten kamen zurück, doch sie hatten mitten im Dschungel eine geheimnisvolle Ruinenstadt



Mme Fawcett lebt in einem kleinen Ort der Schweiz bei ihrer Tochter, Mme Joan Le Montel. Sie ist der Ansicht, falls man wirklich das Skelett ihres Gatten finde, sei es nicht schwer, den Forscher zu identifizieren. Ihr Gatte habe sich einst beim Cricket-Spiel den kleinen Finger gebrochen; außerdem hatte er eine Knieverletzung, und ertrag eine Prothese

aus rotem Marmor gefunden, die sie bis in die letzten Einzelheiten beschrieben. Leider fehlen die letzten Seiten des Manuskriptes. Sie sind herausgerissen, bevor die Handschrift in das

brasilianische Nationalarchiv nach Rio kam. Als ich jetzt vor fünf Jahren abermals in den Urwald vordrang, traf ich auf einen indianischen Zauberer, der nichts von meinen Plänen wissen konnte. Er sagte mir, ich würde eine Märchenstadt entdecken, wenn mein Sohn an meinem Unternehmen teilnehmen könne. Man würde mich zwar dabei gefangennehmen, aber das sei nicht schlimm, denn ich könne mich durch eine Heirat befreien!“

Die Herren der Redaktion verabschiedeten sich von Percy H. Fawcett, seinem Sohn Jack und dem gleichfalls 20jährigen Studenten Razzor Rimmel. Diese drei kühnen Forscher brachen am 20. April zusammen mit zwei eingeborenen Führern von Cuyaba in das unermessliche Urwaldgebiet auf, das sich viele tausend Kilometer nördlich bis zum mächtigen Amazonas dehnt. Fawcett war wahrhaftig kein Anfänger. Er hatte schon an der bolivianisch-brasilianischen Grenze uralte Reliefs gefunden, war später in den Dickdichten Ceylons auf der Suche nach den Schätzen des Königs Kandy gewesen, um dann wieder in den südamerikanischen Urwald zurückzukehren. Er zog ihn magisch an. „Ich werde hier eine Kultur entdecken“, so meinte er vor der Königlich Geographischen Gesellschaft in London, „die älter als die ägyptische ist!“

Die ersten neun Tage der Expedition verliefen planmäßig. Fawcett erreichte am Fluß Batori einen Punkt, den er das „Lager des toten Pferdes“ taufte. Er sandte an seine Zeitung einen längeren Bericht, in dem er am Schluß die Absicht kundtat, daß er sich nun in Richtung auf den Fluß Kuluene bewegen werde. Ein Gebiet, in dem die beiden Menschenfresserstämme der Anaquas und Kalopalos lebten. Es vergingen fast acht Wochen, bis eines Tages die beiden eingeborenen Führer zurückkamen und reiches Fotomaterial abliefern. Sie berichteten, daß die Fawcetts zusammen mit Rimmel ein Boot gebaut hatten, um damit den Fluß Kuluene hinunter zu fahren. Wenige Tage später fand sich Fawcetts kleiner Hund, der ihm von einem brasilianischen Waldläufer geschenkt war, wundenbedeckt und völlig erschöpft in der Hütte des Holzfüßlers Simoes Lopez ein. War er entlaufen, hatte man ihn absichtlich zurückgelassen? Niemand wußte es, denn von Fawcett kam keine Nachricht mehr.

Häuptlingssohn trägt eine Plakette

Zunächst nahm man das Schweigen der Expedition nicht weiter tragisch. Doch nach zwei Monaten schickten die großen südamerikanischen Zeitungen Berichterstattung bis nach Cuyaba. Sie erfanden recht abenteuerliche Dinge, ohne auch nur einen Fuß in den Urwald gesetzt zu haben. In England und in den USA stellten Telepathen „Verbindungen“ mit Fawcett her und behaupteten, daß der Forscher noch lebe. Nicht genug damit, ein Gerücht tauchte auf, er habe sich im Urwald mit einer indianischen Prinzessin verheiratet und lebe in einem abseitigen Waldtal ein zufriedenes Leben. Doch mit diesen unbestimmten und recht romantischen Gerüchten gab sich die britische Gesandtschaft in Rio nicht zufrieden. Sie ersuchte die Brasilianer, eine Hilfsexpedition auszurüsten, die im Mai 1928 unter der Führung des Majors Dyott von Cuyaba aufbrach. Eine Welle konnte man die frühere Route Fawcetts verfolgen, denn die Indianer machten recht genaue Angaben, wohin sich die drei Caraibas (Weißen) gewandt hatten. Nicht weit vom Fluß Anaqua stieß man durch Zufall auf einen wertvollen Fund. Man entdeckte am Hals eines Häuptlingssohnes an einem Faden eine Plakette aus Kupfer mit der Inschrift: „WS. Silver and Company, King William House, Eastcheap Expedition“. In der Hütte des Häuptlings fand man einen der Metallkoffer des englischen Forschers. Die Eingeborenen gaben an, diese Dinge von den drei Weißen bekommen zu haben. Ihre weitere Marschrichtung sei östlich gewesen.

Dyott kam auch bis zum Rio Kuluene, doch hier irgendwo schien sich Fawcetts Schicksal erfüllt zu haben. Die Indianer bekundeten, daß sie noch fünf Tage das Lagerfeuer der Weißen nachts erblickt hätten. Dann sei es verloscht. Die Haltung der Eingeborenen war recht undurchsichtig. Da Dyott täglich einen heimtückischen Überfall fürchten mußte, entschloß er sich, heimlich einige Kanus zu nehmen und nachts den Fluß bis in bewohnte Gegenden am Amazonas hinab zu fahren. Der Mißerfolg Dyotts ließ den Schweizer Professor Winter nicht ruhen. Er brach 1930 ebenfalls von Cuyaba auf, meldete durch ein paar Boten, daß Fawcett durch Eingeborene getötet sei, doch den exakten Beweis blieb er schon deswegen schuldig, weil er von den Indianern vergiftet wurde und nach langem Siechtum in der Wildnis starb.

Schon war man bereit, sich mit dieser letzten Deutung des Fawcettschen Schicksals zu begnügen, als sich im März 1932 ein Schweizer

Waldläufer Rattin auf dem britischen Konsulat von Sao Paulo vorstellte. Er gab an, direkt aus dem Urwald zu kommen und Fawcett lebend gesehen zu haben.

„Er lebt“, so sagte er wörtlich, „inmitten eines Indianerstammes am Ufer des Arinos, nördlich von Cuyaba. Er schien mir sehr gealtert, trug einen langen weißen Bart und war mit Tierfellen bekleidet. Ich habe einmal längere Zeit mit ihm sprechen können, als die Eingeborenen ein religiöses Fest veranstalteten!“

Rattin berichtete weiter, daß Fawcett ihn gebeten habe, einem gewissen Mr. Paget in Sao Paulo Nachricht zukommen zu lassen. Auf einer Bleistiftskizze, die Rattin von dem gefangenen Forscher erhalten haben wollte, befanden sich unleserliche Hieroglyphen, die Fawcett auf Steintrümmern im Urwald entdeckt hatte. Rattin war auch in der Lage, den Ring Fawcetts haargenau zu beschreiben. Einen Mr. Paget hatte es wirklich einige Jahre in Sao Paulo gegeben. Er hatte sich an der Ausrüstung Fawcetts maßgeblich beteiligt. Diese Tatsache konnte Rattin nicht ahnen. Kein Wunder, daß plötzlich die Hoffnung wieder auflebte, den Forscher noch lebend zu finden.

Fawcett war wieder in aller Munde. Der brasilianische Archäologe Willy Aurell brachte die Nachricht aus dem Urwald mit, daß nur noch der junge Jack Fawcett lebe und der Häuptling eines Indianerstammes geworden sei. Der Reverend Lighters war bis zum Stamm der Yanshaquas vorgedrungen und hatte dort ein weißes Kind entdeckt, das blaue Augen hatte. Es war angeblich das Kind von Jack Fawcett und einer Indianerin Alca. Das ließ wiederum den Reporter Einar Morel nicht ruhen. Er machte sich mitten im zweiten Weltkrieg auf, um das Kind zu holen. Tatsächlich fand er ein weißes Mädchen, das Duppe genannt wurde und brachte es mit nach Cuyaba. Die Eingeborenen hatten bei seinem Besuch bekundet, daß Rimmel am Fluß gestorben wäre, während die beiden Fawcetts durch Pfeilschüsse getötet seien. Fawcetts Witwe adoptierte das Mädchen. Es ist heute 25 Jahre alt und studiert an einer brasilianischen Universität.

Doch über der Suche nach Fawcett vergaß man das Schicksal eines kühnen Mannes, der sich schon zwei Jahre nach dem Verschwinden der englischen Forscher mit dem Flugzeug aufgemacht hatte, um dem undurchdringlichen Urwald sein Geheimnis zu entreißen. Paul Redfern war bis dahin Verkehrsflieger in Georgia (USA) gewesen, bis er nach Südamerika aufbrach, um die Vermissten zu suchen. Ursprüng-

lich wollte er den Südatlantik überqueren, doch die Grüne Hölle zog ihn magisch an. Er startete von Französisch-Guyana aus gen Süden, doch in Cuyaba wartete man vergeblich. Redfern war von der Weite des Urwaldes verschluckt. Niemand außer ein paar einsamen Goldsuchern hatte seine Maschine gesehen. Er mußte irgendwo im Dschungel notgelandet sein. Der brasilianische Tänzer Lucchesi, der in Europa unter dem Namen „Tangokönig“ bekannt war, unternahm mit seinem Privatflugzeug vielstündige Suchen nach Redfern. Als er 1948 von einer solchen Exkursion zurückkam, meldete er die Sensation, daß er mitten im Urwald auf einer kleinen Lichtung eine Gruppe von Indianern gesichtet habe, unter denen sich ein Weißer befand. Dieser Mann schien gefangen, denn er winkte sehnsüchtig mit der Hand, während seine Wächter mit ihren Pfeilen mehrmals das über die Baumwipfel streichende Flugzeug trafen. Zehn Jahre später wurde diese Beobachtung durch den französischen Kolonialinspektor Marcel Flottat in etwa bestätigt. Flottat hatte im Innern von Guyana den Stamm der „Langhaare“ aufgesucht und bei den primitiven Eingeborenen erfahren, daß im kaum betretbaren Gebiet der Tumac-Humac seit Jahren ein Weißer lebe, der eines Tages vom Himmel gefallen sei. „Er kann nur sehr schwer gehen“, sagten die Indios, „dennoch gilt er dort heute als ein Gott!“

Um Redfern hat sich seitdem niemand mehr gekümmert. Vielleicht lebt er noch heute unter primitivsten Verhältnissen in der unendlichen Weite des Mato Grosso. Anders dagegen bemühte man sich um Fawcett. Der brasilianische Präsident Getulio Vargas begann schon 1943 mit den Vorbereitungen der großen Roncador-Xingu-Expedition, die zwar auch wissenschaftliche Forschung treiben sollte, aber im wesentlichen doch abnormals nach Fawcett und den Seinen Ausschau hielt, als sie am 25. September 1947 endlich aufbrach.

Oriando do Vilasbos, der Führer dieser von der brasilianischen Regierung ausgerüsteten Expedition brachte die Nachricht mit, die Kalapago-Indianer hätten Fawcett und



Ein Bildnis aus früheren Tagen. Die Aufnahme zeigt Mme Fawcett zur Zeit als Oberst Fawcett zu seiner großen Forschungsreise startete.

seine Gefährten getötet. Sie hätten Fawcett selbst begraben, die Leichen seiner Gefährten aber in eine Lagune geworfen. Die Indianer hätten ihn, Vilasbos, schließlich zum Grabe Fawcetts geführt. Er habe einen gut erhaltenen Schädel und das Skelett gefunden. Die Knochen der anderen Toten seien dagegen nicht gefunden worden.

Der Expeditionsleiter brachte die angeblichen Überreste Fawcetts nach Chavantia.

Die von der Presse in großen Schlagzeilen gebrachte Nachricht bestätigte sich nicht. Fawcetts Sohn Brian äußerte sofort Zweifel. Bald stellte es sich heraus, daß das gefundene Skelett kleiner war als Fawcett. Außerdem paßte eine Zahnprothese, die Fawcetts Witwe noch von ihrem verstorbenen Gatten verwahrt, nicht in den Kiefer des aufgefundenen Skelettes. Sachverständige in London erklärten, es handle sich bei dem Fund im brasilianischen Urwald um das Skelett eines bereits vor mehreren hundert Jahren gestorbenen Mannes, und zwar nicht eines Europäers.

Die Grüne Hölle südlich des Amazonas bewahrt nach wie vor das Geheimnis von Fawcett, Rimmel und Redfern. Die Märchenstadt aus rotem Marmor harret immer noch der Entdeckung ...

(Fortsetzung folgt)

Hawaii-Göttin Mayua bleibt weiterhin versteckt

Seit zwei Jahren vergebliche Suche nach schöner Südseeinsulanerin

In diesen Tagen fragte auf Hawaii nach Ansicht der Einheimischen mindestens der 500 Fremde nach der schönsten aller Südseeinsulanerin nach der jungen Mayua. Aber wieder bekam der wohlhabende Holländer Mynheer Bostel, wie alle seine Vorgänger, zur Antwort: „Wir wissen nicht, wo die Hawaii-Göttin sich versteckt hält. Es hat auch keinen Zweck, nach ihr zu suchen. Sie will allein und ungestört bleiben.“

Aber gerade dieses Mysteriöse um die angeblich schönste und auch reichste Südseeinsulanerin lockt Ausländer aller Schattierungen nach Hawaii. Sie versuchen, mit Bestechungsgeldern von den Bewohnern des Inselkomplexes den Aufenthalt Mayuas zu erfahren oder schleichen nachts um ihr Elternhaus, das sie vor zwei Jahren verließ, um sich vor den zahlreichen Verehrern zu verstecken. Der Vater oder die Mutter müßten ja einmal die Tochter aufsuchen, so glauben die Hartnäckigsten und haben auf einer Anhöhe ein ganzes Zeitkämpf aufgeschlagen, um jeden sich nähernden oder fortgehenden Einwohner sofort in Augenschein nehmen zu können.

Ihnen allen geht es gleich: Eines Morgens finden sie vor ihrem Zeit unter einem als Bescherung dienenden Stein ein rosafarbenes Briefchen, in dem mit einer intelligenten Handschrift niedergeschrieben wurde: „Wartet nicht länger. Es hat keinen Zweck, auszuharren. Ich will mich noch nicht sehen lassen, da ich vor den vielen Verehrern Furcht habe und nicht heiraten möchte. Mayua.“

Es gibt schon Dutzende solcher zart duftenden Briefchen. Aber sie vermochten weder Mynheer Bostel noch die anderen zu vertreiben. Wer die Zeit aufbringen kann, sucht nun erst recht nach der Hawaii-Göttin. Die versteckt lebende junge exotische Dame hat neben den schriftlich verteilten „Körben“ auch durch die zahlreichen Trostgeschenke von sich reden gemacht. Besonders schwer abzuschüttelnde Verehrer erhielten eines Tages in einer kleinen, selbst geschnitzten Holzschachtel einen funkelnden, kostbaren Saphir als „Abschiedsgeschenk“.

Aber auch geworbenen Boten, die gegen gute Bezahlung wochenlang nach der Schönen suchten, wurde plötzlich von einem schnell fortlaufenden Unbekannten ein Saphir zugesteckt, mit der Bitte, nach diesem Geschenk den erhaltenen Auftrag niederzulegen.

Die Hawaii-Göttin, deren Schönheit sprichwörtlich ist, obwohl sie zumindest kein auf

Hawaii nicht Beheimateter zu Gesicht bekam, hat sich offenbar mit einem ganzen Sicherheitsnetz umgeben. Wie käme es sonst, daß sie über jedes Unternehmen, sie aufzusuchen, sofort Bescheid weiß. Es spielt dabei keine Rolle, ob Einzelgänger oder ganze Gruppen ihren Unterschlupf ermitteln wollen. Mayua erhielt auch Kenntnis von wirklich märchenhaften Angeboten zweier Filmgesellschaften, die mit ihr tatsächlich die Katze im Sack kaufen wollten, nur um den Schleier des Geheimnisses um diese Frau zu lösen. Doch sie widerstand nicht nur den Engagementsvorschlägen, sondern auch all den verlockenden Positionen, die aus aller Herren Länder für sie bereit gestellt wurden und die ihr zu Gehör kamen.

Abenteurer und Geldgierige gehören der anderen Gruppe an, die endlich das Geheimnis um die schöne Mayua und vor allem ihren scheinbar unerschöpflichen Schatz lösen möchte. Woher, so fragen sich diejenigen, denen Edelsteine mehr bedeuten, als das Geheimnis dieser Frau, hat das „hübsche Südseekind“ diesen Reichtum? Gibt es auf dem doch völlig erschlossenen Hawaii oder auf einer Nebeninsel eine Edelsteinmine? Ist der ganze Schatzrummel vielleicht gar eine Täuschung oder ein Ablenkungsmanöver?

Vielleicht bringt dieses oder das nächste Jahr die Lösung des Rätsels der Hawaii-Göttin. Bis dahin träumen die Jünglinge am Strande von Mauna Loa weiter von dieser schönen, unbekanntem Südseeinsulanerin und manche finden es so viel reizvoller, als stünde Mayua plötzlich vor ihnen und lachte ihnen freundlich ins Gesicht.



DIE MIENE DES STAMMESHÄUPTLINGS BLEIBT ERNST

während die Indios der bolivianischen Zinnstadt Viloco, angetan mit originellen Kostümen, in alten Tänzen die ehemaligen spanischen Eroberer — heute noch, nach so viel hundert Jahren! — gelegentlich eines Volksfestes verulkten. Doch geht es ihnen besser als damals? Es sind durchweg arme Teufel, die nichts als ihre gute Laune besitzen. (Aufnahme: Tolfas)

Unheimliche Brände im Land der zitternden Erde

Hunderte von Krokodilen kamen im siedenden Wasser um

Wenn es sich um Brandstiftungen handelt, sind die Brände im Land der zitternden Erde ein wahrhaft teuflisches Werk. Dieses am unteren Rio Xingu in der Gegend von Sobrado gelegene tückische Naturparadies wurde in diesen Tagen von den verheerendsten Feuersbrünsten heimgesucht, die seit über 20 Jahren im Amazonas-Gebiet vorkamen. Das Land der zitternden Erde ist ein nahezu unerschlossenes Sumpfgelände, eingeschlossen von zwei kleinen Nebenflüssen des Rio Xingu.

Nie hat es je ungestraft der Fuß eines Men-

schens betreten, denn über 60 Quadratkilometer dieses Districts bestehen nur aus einem zähschlammigen Untergrund, einer Erddecke, die sozusagen auf dem eigentlichen, tiefer im Erdreich gelegenen Sumpf schwimmt. Hier war einst das geheimnisvolle Land der Pali-Indos und ihrer Holzburgen. Heute ist es das Paradies der Krokodile, Affen, Kriechtiere und Schlangen. Mit ungewöhnlich sicherem Instinkt

suchen selbst Bären und andere größere Säugtiere die Dschungel im Land der zitternden Erde Zuflucht, wenn in der Ferne die Büchsen der Großwildjäger zu knallen beginnen.

Kürzlich nun wurden in Sobrado und bis hinunter nach Souzel hunderte toter Krokodile angeschwemmt, von den reißenden Fluten des Rio Xingu ungewöhnlich schnell befördert. Tierärzte aus den Metropolen Brasiliens waren mit Hubschraubern in wenigen Tagen zur Stelle, um zu untersuchen, ob die Tiere einer womöglich gefährlichen Seuche zum Opfer gefallen waren. Aber sie und alle, die es hörten, erstaunten, als sich herausstellte, daß diese vielen Reptilien regelrecht verbrüht und dabei sozusagen gekocht worden waren. Es gab keine andere Erklärung: Die Gewässer, in denen sie lebten, mußten plötzlich siedend heiß geworden sein. Gleichzeitig war den Tieren eine Flucht an Land offenbar unmöglich gewesen.

So stiegen Beobachtungflugzeuge auf, suchten das Land der zitternden Erde ab und sichteten jene Feuersbrünste, die solch Unheil unter den Tieren stifteten. Sechs Tage lang flogen brasilianische Löschkommandos ihren schwierigen Einsatz und rieselten über dem unzugänglichen Gebiet Stickstoffchemikalien ab, die nach einer Woche endlich den letzten Rest des Feuers erstickten.

Anschließend drangen mit Booten erstmalig Wissenschaftler etwas weiter in jenes Gebiet vor und fanden, daß das im Innern Brasiliens wütende Feuer Teile des unsicheren Bodens ausgedorrt hatte, so daß er jetzt wie lockerer Staub und ähnlich einer losen „Torfschicht“



AM RHEIN LEBTEN „DRACHEN“

Die Sage vom Drachenfels bei Königswinter hat einen geschichtlichen Kern. Urwelttiere, wie das hier gezeigte Iguanodon, lebten in Nordwestdeutschland. Sie wurden bis zu 10 m lang und 5 m hoch. Seit 60 Millionen Jahren sind sie ausgestorben. Diese Spanne liegt zwischen dem Aussterben der Riesen-Echsen und dem Auftreten der Menschen. Kein Menschenauge sah daher jemals ein solches drachenartiges Großtier: nie konnte ein „Kampf mit dem Drachen“, wie die Dichtung ihn so lebendig schildert, stattfinden. (Aufnahme: Rudaphot)

INTERESSANTE WELT

Ein zum Himmel aufragender Obelisk aus römischer Zeit, die „Aiguille“ (Nadel) genannt, in der Rhonestadt Vienne, der ein Grabmal bezeichnet, ist nach dem Volksglauben das Grab des Pilatus.

Die höchsten Wanderdünen der Erde befinden sich auf der Kurischen Nehrung im früheren Ostpreußen. Sie erreichen eine Höhe von 67 Metern.

Worauf man beim Kauf der Dickhäuter achten muß

Elefanten dürfen nicht von links nach rechts „schwingen“

Wenn schon der Pferdekauf bei uns für ein höchst schwieriges Geschäft gilt, so darf es nicht verwundern, daß der Kauf eines Elefanten in den Ländern östlich des Suezkanals zu den großen Ereignissen gehört. Wer einen Elefanten kaufen will, muß vorher sorgsam die Beschaffenheit des Tieres prüfen, für das er eine so große Summe anlegen will, und es gibt eine ganze Wissenschaft der Zeichen, an denen man einen guten oder einen schlechten Elefanten erkennt. Dabei richtet man sich vielfach nach Merkmalen der Haut.

Eine lose Falte, die vom Hals zu den Vorderbeinen führt, gilt als ein schlechtes Zeichen, und für ein noch schlechteres eine ähnliche Falte zwischen den Vorderbeinen nach dem Bauch hin. Dagegen ist eine Falte, die über den unteren Teil des Leibes läuft, ein vielversprechender Anhaltspunkt und deutet darauf hin, daß die „Ware“ sich als ein treues und williges Arbeitstier erweisen wird.

Die Krümmung des Rückens ist ebenfalls von großer Wichtigkeit; je grader der Rücken ist, desto besser ist es, denn solch ein grader Rücken trägt die „Hauda“, den zeltartigen Sitz, viel sicherer als ein gekrümmter. Wenn der gewaltige Rüsselträger eine zartrosa Haut mit schwarzen Flecken aufweist, dann gilt er als ein erstklassiges Tier, für das die höchsten Preise angelegt werden. Normalerweise soll ein Elefant natürlich fünf Zehen an jedem Fuß haben, aber die Zahl schwankt sehr, und der Kaufpreis sinkt mit jeder fehlenden Zehe.

Sehr eingehend studiert der Elefantenkäufer die rhythmischen Bewegungen, die die mächtigen Tiere ausführen und die wir in jedem Zoo beobachten können. Wenn das Tier den

Körper von links nach rechts schwingt — man nennt es „sich wiegen“ — dann ist es des Kaufes nicht würdig oder wird jedenfalls schlecht bezahlt.

Der Elefantenmarkt findet meist auf den großen indischen Jahrmärkten statt, und wenn der Elefantenkäufer eine Unmenge von wertvollen Prüfungsmethoden mitbringt, so ist der Elefantenhändler andererseits um Formen des Betrugs und der Täuschung nicht verlegen. Schon das wilde Gellärm und Gewirr, das auf einem solchen Markt rings um die mächtigen Tiere wogt, hindert ein ruhiges Urteil. Dann aber tut der Elefantenhändler noch das Seine, um den Käufer hereinzulegen, und er entfaltet darin eine Findigkeit, die die berichtigten Tricks der Pferdehändler übertrifft. Es kommt vor, daß der Elefant angestrichen wird, um seiner Haut einen feinen rosa Ton zu verleihen. Bösaartige Elefanten, die durch ihr störrisches Temperament jede Verwendung unmöglich machen, werden vorher mit Opiumpillen leicht betäubt und erscheinen dann als die freundlichsten und sanftesten Geschöpfe. Fußwunden werden mit Wachs ausgefüllt, und sogar die Augen werden auf die verschiedenste Art gefälscht.

Um alle diese Dinge herauszubekommen, muß man sich Zeit nehmen, und so dauert denn ein Elefantenkauf gewöhnlich eine Woche. In dieser Zeit sucht sich der Käufer mit seinem künftigen Besitztum auch bereits anzufreunden, denn der Elefant kann nur auf gutlichem Wege zu etwas gebracht werden. Wer ihn mißhandelt, macht ihn sich zum Feinde nach dem alten orientalischen Sprichwort, daß „ein Elefant und eine Frau niemals vergessen.“



EINE BRÜCKE OHNE NÄGEL GEBAUT

Im Jahre 1673, als diese Brücke über den Nishiki (Japan) gebaut wurde, waren Nägel rar. Statt dessen verwendete man hülzerne Pfeile und Schorniere. Der längste Bogen überspannt 120 Meter. Beim Überschreiten heißt es, fünfmal auf und nieder klettern, da eine die Bögen ausgleichende waagrecht verlaufende Straße fehlt



ALTES WASSERRAD IN JAPAN

Obwohl die zahlreichen schnellen Ströme Japans genügend Möglichkeiten zur Elektrifizierung bieten, ist doch die allgewohnte Ausnutzung der Wasserkraft mit ihren primitiven Methoden auf dem Lande noch allgemein üblich. Beim Bau dieser Mühle in Kyoto fand kein Eisen, sondern nur Holz und Leder Verwendung. (Aufn.: Gema)

einen nicht weniger tückischen Untergrund bot. Der Indio Pamilo versank in einem puffenden Staubloch, als er trotz der Warnungen des Expeditionsleiters den ausgedorrten Boden des Landes der zitternden Erde zu betreten versuchte. Er konnte nicht mehr gerettet werden.

Die Untersuchung einiger Brandherde hat inzwischen zu dem Ergebnis geführt, daß die verschiedenen Feuersbrünste wahrscheinlich nicht durch Ausdörrung oder auf andere natürliche Art und Weise entstanden sind, sondern höchstwahrscheinlich von Menschen entfacht wurden. Der Verdacht liegt nahe, daß Schatzsucher diese Hölle entfesselten, die vor zwei Monaten trotz aller Warnungen ins Land der zitternden Erde eindringen, um nach den sagenhaften Schätzen der Pali-Indo-Kultur zu suchen. Schon lange will das Geflüster nicht verstummen, das von geheimnisvollen Gold- und Geschmeldeverstecken spricht. Wer aber in jenes Sumpfgelände eindringt, verirrt sich nach den gemachten Erfahrungen alsbald. Dann fallen Fieber und Malaria sowie eine gefährliche Sumpfschmerzmittel über ihn her, die zur Erblindung führt, sofern nicht Giftvipern vorher einen ihrer tödlichen Bisse anbringen. Es wird angenommen, daß Schatzsucher kurz vor ihrem Tode in geistiger Umnachtung das Feuer legten, um sich durch dieses Werk der Zerstörung sozusagen an ihrem Schicksal zu rächen.

In diesem Zusammenhange interessiert auch, daß erst 1951 der deutsche Forscher Dr. Adolf Schickel im Land der zitternden Erde ums Leben kam. Kreisenden Affenherden wurde in Souzel eine Botanikerbüchse abgenommen, die sie in ihrer Verspieltheit etwa 500 Kilometer weit befördert hatten und die in einem Tagebuch die Aufzeichnungen vom tragischen Schicksal Dr. Schickels und seiner beiden Begleiter enthielt, die Opfer des Sumpfes und nicht schnell genug behandelte Schlangenbisse wurden.



„Warum steigst du eigentlich auf den Stuhl, wenn du den Mond sehen willst?“
 „Du weißt doch, daß ich kurzsichtig bin. Und so sehe ich ihn näher!“
 (Portugal)

Vorwiegend heiter

„Was sind Sie eigentlich für ein Doktor?“

Gewissensfragen und gewisse Antworten

Mark Twain machte auf einer Eisenbahnfahrt die Bekanntschaft eines Herrn, der ihm als Doktor vorgestellt wurde. Neugierig, wie immer, wollte der Schriftsteller wissen, ob er es mit einem Arzt oder einem Rechtsanwalt zu tun hatte. Daher fragte er kurz entschlossen: „Was sind Sie eigentlich für ein Doktor? Machen Sie langen oder kurzen Prozeß?“

Empfehlung nicht nötig

Zu dem bekannten Chirurgen Thiersch in Leipzig kam eines Tages ein Mann, der sich operieren lassen mußte und sagte zu dem Professor:

„Ich möchte mich gerne in Paris operieren lassen. Geld spielt für mich keine Rolle. Welches ist dort der berühmteste Professor?“

„Zweifelsohne ist das Professor Doyle“ meinte Thiersch.

„Würden Sie mir bitte eine Empfehlung an den Herrn Professor mitgeben?“ fragte der Patient.

„Ach was, das ist nicht nötig“, meinte Thiersch. „So etwas brauchen Sie nicht. Gehen Sie einfach hin und sagen Sie ihm, Sie möchten

sich von ihm operieren lassen. Dann wird Professor Doyle fragen: „Na, woher kommen Sie denn?“ Und wenn Sie nun antworten: „Aus Leipzig“, so wird Doyle bestimmt fragen: „Sie Rindvieh, warum lassen Sie sich denn nicht von Thiersch operieren?“

Ein vortreffliches Werk

Ein Medizin-Professor der Universität Berlin hatte ein neues Werk veröffentlicht. Es triefte vor wissenschaftlichen Fachausdrücken und war selbst für Mediziner eine zähe Kost. Nun fragte man Virchow um seine Meinung über das Buch.

„Ein vortreffliches Werk, zweifellos“ knurrte Virchow, um fortzufahren: „Es verdiente, ins Deutsche übersetzt zu werden.“

Lächerliche Kleinigkeiten

Für alle Fälle

„Wie weit waren Sie von der Stelle, an der die Wagen zusammenstießen?“ fragte der Anwalt.

„235 Meter“ erwiderte der Zeuge.

„Woher wissen Sie denn das so genau?“

„Ich habe es nachgemessen, denn ich dachte gleich, daß mich irgendein Idiot danach fragen würde.“

Zweifelhafter Rat

Der Fluglehrer unterrichtete seine Zöglinge in der Handhabung des Fallschirms. „Wenn Sie rauspringen“, sagte er, „dann zählen Sie



Familienausflug im Kleinauto (Italien)



Fakir: „Wer hat Ihnen erlaubt, sich auf meine Nägel zu setzen?“
 Professor: „Auf welche Nägel?“ (Holland)

Das kleinere Übel

Aus einer Stadt, die vom Erdbeben heimgesucht wird, schickt ein besorgter Vater seine drei Jungen zu einem entfernt wohnenden Vetter, um sie dort zu lassen, bis die Gefahr vorüber ist. Nach drei Tagen telegraphiert ihm der Vetter: „Komme Du her und bewache die Jungen, ich komme lieber zum Erdbeben.“

Vorsicht

„Wir waren am Verhungern“, erzählte der Forschungsreisende am Pensionstisch, aber wir retteten uns, indem wir unsere Schuhe entzweischneiden und daraus eine Suppe kochten.“
 „Um Gotteswillen, seien Sie still!“ flüsterte sein Nachbar ihm zu. „Die Pensionsmütter hören das sonst!“

Unvollkommenheit

Lotte bekommt ihre zweiten Zähne. Da überlegt sie haarscharf:
 „Mutti, nicht wahr, so ist es doch: Zweimal schenkt einem der liebe Gott die Zähne, aber wenn man sie dann wieder verliert, muß man sie selbst bezahlen.“

Der Instanzenzug ist erschöpft

Und neues Leben blüht aus den Ruinen

Das tägliche — trockene — Brot des Juristen ist der „Fall“. Fall kommt von „fallen“, bedeutet also ein Abgleiten nach unten. Aus dem anständigen bürgerlichen Leben hinab in die Niederungen der Jurisprudenz. Manchmal erlebt ein Fall einen Aufstieg. Wenigstens im Instanzenzug. An einen wirklichen Höhenflug glauben nur Querulanten und Rechtsfanatiker. Und „überzeugte Juristen“.

Der Fall ist „gelagert“. Mal so, mal so. Ein Teil „kann dahingestellt bleiben“. Der Rest wird entschieden. Dabei „kommt es darauf an, ob“. Hat sich herausgestellt, worauf es ankommt, dann kommt es darauf an, ob ein solcher Fall schon entschieden wurde. Ist dies der Fall, wenn auch nur „in einem ähnlich gelagerten Falle“, dann ist der Fall hoffnungslos.

Einzelne Feststellungen werden getroffen „in Ansehung“. Etwa in Ansehung eines Viehmangels. Zuweilen in Ansehung der Wahrung einer Frist. Wörtlich aus § 496 der Zivilprozessordnung! Mit Sehen hat die Ansehung nichts zu tun, denn Justitia trägt eine Augenbinde. Es handelt sich lediglich um ein altes, aktenstaubgeborenes Herkommen in Ansehung der sprachlichen Ausdrucksweise.

Die Urteilsgründe sind mannigfaltig. Manchmal auch dem Laien verständlich und dem, der die deutsche Sprache beherrscht. Als überzeugendste Begründung hat sich die Wendung erwiesen: „es ist nicht einzusehen, wieso“. Beziehungsweise: „wieso nicht“. Wieso soll man das auch einsehen?

Das erste Urteil fällt der „Vorderrichter“. Man fühlt geradezu die Wucht des Axthiebs und die Freude am Fällen. Wieder ein Aktenstück weniger! Nach dem Vorderrichter kommt die nächste Instanz: der „Hinterrichter“. Dieser Ausdruck ist allerdings nicht gebräuchlich. Weil er die Tätigkeit unvorteilhaft enthüllt. Immerhin — es gibt Gegenden, in denen mit dem Kopf gearbeitet wird und nicht nach Dienststunden.

Am Ende eines Falles steht die „Rechtskraft“. Eine juristisch-synthetische Verbindung von „Recht“ und „Kraft“. Der Instanzenzug ist erschöpft. Der Geldbeutel auch. Und neues Leben blüht aus den Ruinen...

Joseph Bongartz

(Aus „Schelmische Justitia“, Alois Henn Verlag, Ratingen)

Harte Nüsse

Silberrätsel

Aus den Silben: al — at — ba — be — big — ca — cha — che — dam — de — dort — drei — e — eb — ein — er — gra — he — ho — horn — irr — la — lan — lung — ma — ni — ni — oh — on — pe — po — ra — ren — rin — ro — rot — sa — se — se — sei — ser — set — sis — tar — te — ter — ti — tik — tos — trom — tu — tum — u — vell — vie — wa — was, sollen 22 Wörter gebildet werden. Ihre ersten und dritten Buchstaben ergeben eine Lebensweisheit.

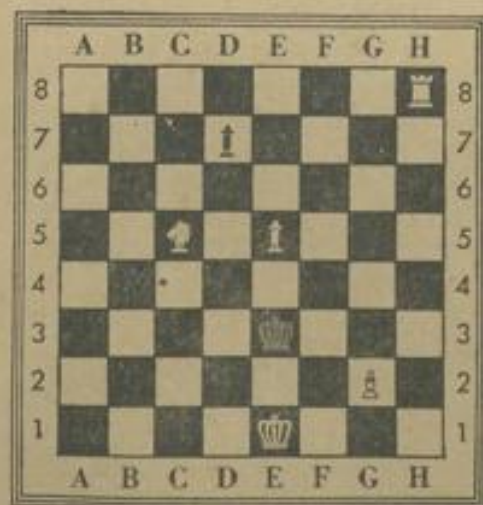
Bedeutung der Wörter: 1. italien. Dirigent, 2. Blume, 3. Teil der Kirche, 4. Glückwunsch, 5. Gezeit, 6. Romanschriftstellerin, 7. Teil eines Sinnesorgans, 8. Teil der Takelung, 9. russische Stadt, 10. Weltmeer, 11. Hunderrasse, 12. amerik. Romaner, 13. pommersche Insel, 14. Grundlage, 15. Fabeltier, 16. Gewebe, 17. künstl. Süßstoff, 18. Ausspannung, 19. westeurop. Hafen, 20. britischer Feldmarschall, 21. Zeitschnitt, 22. Versehen.

Zahlen, immer wieder Zahlen!

1. Die ? Grazien
2. Die ? Museen
3. Die ? Apostel
4. Die ? Parzen
5. Die ? törchten Jungfrauen
6. Die ? Weltwunder
7. Die ? Tierkreiszeichen

Macht zusammen genau 51.

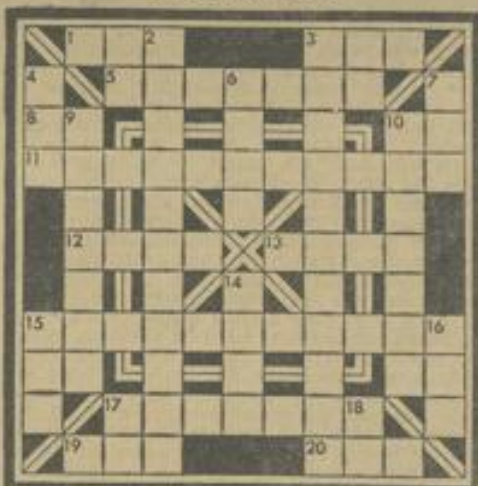
Schachaufgabe



E. Zeppler

Matt in drei Zügen
 Kontrollstellung: Weiß: Ke1, Th8, Le5, Sc5, g2 — Schwarz: Ke3, Ld7

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Lotterieanteil, 3. Vorberge, 5. afrikanischer Strom, 8. Spielkarte, 10. amerikan.: in Ordnung, 11. Küstenpflanze, 12. Papiermaß, 13. nord. Hauptstadt, 15. Fußstütze des Reiters, 17. dänische Ostseeinsel, 19. Märchengestalt, 20. linker Donauzufluß.

Senkrecht: 2. achter Sonntag vor Ostern, 3. Liebkosen, 4. luftförmiger Körper, 6. Schluß, 7. Spitzname General Eisenhowers, 9. russ. Gelstlicher, 10. Monat, 14. afrikan. Storchvogel, 15. Luft- und Wasserstrom, 16. lettische Münze, 17. chem. Zeichen für Eisen, 18. ägypt. Gott.

Zahlenrätsel

- | | |
|-------------------------------|---------------------------|
| 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 | Stadt in Kärnten |
| 1 8 4 5 2 2 3 4 5 9 | Teil des Fahrrads |
| 1 3 9 7 8 6 1 5 2 | Edelstein |
| 2 8 6 4 5 6 7 2 8 5 4 5 2 | Teil ein. inn. Organs |
| 1 3 2 7 3 1 1 0 5 9 | Aufwärter |
| 2 3 6 4 5 6 3 9 4 5 6 | Stadt am Bodensee |
| 3 8 7 1 2 3 5 9 8 8 4 | geistesgeschichtl. Epoche |
| 9 3 1 0 1 0 5 6 7 3 5 6 4 5 9 | Hundeart |
| 1 2 3 5 9 3 6 2 3 4 5 | Wasserreinigung |
| 2 3 5 8 1 0 5 9 8 6 4 | innere Wandlung |

Besuchskarte

ERICH SONTERS
 GENÈVE

Was ist dieser Herr von Beruf?

Gut gesagt!

SFE EHRE GENKA NTISTN UER WERSA UREINK NNWIES LEINE RBREN — In der richtigen Reihenfolge gelesen, ergeben die vorstehenden Satzbruchstücke einen Ausspruch von Petrarca.

Fallen Sie herein!

Zwei der folgenden sechs Behauptungen sind sachlich unrichtig. Aber welche?
 1. Hunde, die wildern, verlieren allmählich das Bellen.

2. Feinste Stahlfasern brennen besser als feine Wolle.
3. China hat mehr Großstädte über 200 000 Einwohner als jedes andere Land.
4. Es gibt Grasarten mit Wurzeln von mehreren Metern Länge.
5. Der Rauch aus Industriestädten fliegt bis zu fünf Kilometer weit.
6. Die größte Kirche der Erde, die St.-Paul's-Kathedrale in London, faßt 18 000 Menschen.

Von Land zu Land

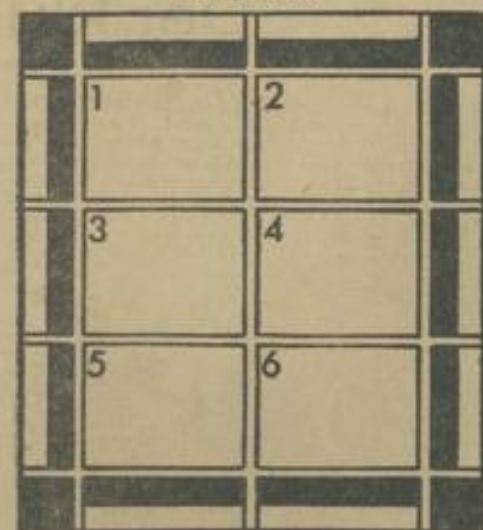
- | | |
|--------------|-------------------------------------|
| LAND | 1. mittelalterl. Verwaltungsbeamter |
| . LAND . . . | 2. Nordseelandschaft |
| . . LAND . . | 3. Prägemaschine |
| . . . LAND . | 4. Blumengewinde |
| LAND | 5. europäischer Staat |

Besuchskarte

F. ILM
 URACH

Was ist sie von Beruf?

Kreuzrätsel



In jedes Fenster soll eine bestimmte Silbe eingesetzt werden, so daß sich folgende Paarungen ergeben: 1-2 Stadt in Westfalen, 3-4 kleines Raubtier, 5-6 Verwandte, 1-6 Nagetier, 3-8 Weidefläshe, 5-4 Stadt in der Schweiz.

Geographisches Umstellrätsel

- | | |
|----------------------|-----------------------|
| 1. a g g l o s w | schottische Stadt |
| 2. a a a a b i n | USA-Staat |
| 3. a a e n n r v | italienische Stadt |
| 4. a a d e e k m n r | europäischer Staat |
| 5. a b e g i r r | Alpenpaß |
| 6. h l n e o r s t u | Schweizer Kanton |
| 7. e e e i n r s z | österreichische Stadt |
| 8. a e e g l n n r | deutsche Universität |
- Die Anfangsbuchstaben der richtig ermittelten Wörter nennen ein italienisches Gewässer.

Musik! Musik! Musik!

1. D O — komponierte die Oper „Die Regimentsmutter“
2. R E — ist eine kleine Orgel, die sich leicht transportieren läßt
3. M I — ist die bekannteste Operette von Arthur Sullivan
4. F A — nennt man die Mischung von Kopf- und Brustton
5. S O — heißt das komische weibl. Rollenspieler in Oper und Operette
6. L A — war der Schöpfer des Wiener Walzers
7. S I — heißt eine Oper von Verdi. Wie heißt seine zweite, die auch mit „Si“ beginnt?
8. D O — nennt der Fachmann die Anhänger der Zwölftonmusik

Auflösungen aus der vorigen Nummer

Silberrätsel: 1. Kuchen, 2. Epos, 3. Isere, 4. Nuntius, 5. Elektra, 6. Kartell, 7. Oratorium, 8. Solo, 9. Maskottchen, 10. Endivie, 11. Traktor, 12. Insel, 13. Kegel, 14. Melbourne, 15. Aluminium, 16. Chiemsee, 17. Tacitus, 18. Sekundant. — Keine Kosmetik macht schöner als das Glück!

Schachaufgabe: 1. Ta8-g8! Drohung: 2. Tg8-g3 nebst matt. 1. . . f2-f1 (S). 2. Tg8-d8! (Nun droht 3. Td8-a3 nebst matt) . . . e2-e1 (S). 3. Td8-c8 und Schwarz kann 4. Tc8-c3 nicht mehr verhindern.

Da stimmt was nicht: Falsch ist Satz 5: Bevor Amerika von den Europäern entdeckt wurde, gab es dort keine Pferde!

Füllrätsel: 1. Experte, 2. Benares, 3. Bregenz, 4. Rosette, 5. Kredenz, 6. Seeigel, 7. Embolie.

Silbenentnahme: Seide, Erbse, Pater, Teller, Engel, Mosel, Bake, Eisen, Rabe. — September

Wortverwandlung: Murat — Marat — Markt — Marke — Maske — Baske.

Er ist am Ende: 1. Erlöser, 2. Iler, 3. Schacher, 4. Schweizer, 5. Elder, 6. Greifer, 7. Edamer, 8. Laster, 9. Nachrichten. — Eissegeln.

Räselhafter Satz: Streit zwischen Maier und Müller. Die Schuld ist auf beiden Seiten!

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Kur, 2. Aar, 7. Don, 8. Ratte, 9. Kasn, 10. Ehe, 12. Mars, 15. Onyx, 17. Opfer, 18. Mais, 20. Takt, 22. Inn, 24. Raute, 25. Enkel, 27. nie, 28. Spa, 29. rot. — Senkrecht: 1. Kar, 2. Rotor, 3. Idee, 4. Unke, 5. Arsen, 6. Ren, 11. Hafen, 13. Ara, 14. SOS, 15. Ort, 16. Yak, 19. Iduna, 21. Anker, 22. Jens, 23. Neer, 24. Ras, 26. Lot.

Fünf mal drei: 1. Bürgermeisteramt, 2. Altmetall, 3. Säbelgrassel, 4. Eiszeitlehre, 5. Luftschiffahrt. — Basel.

Besuchskarte: Garmisch-Partenkirchen